

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

2/2010

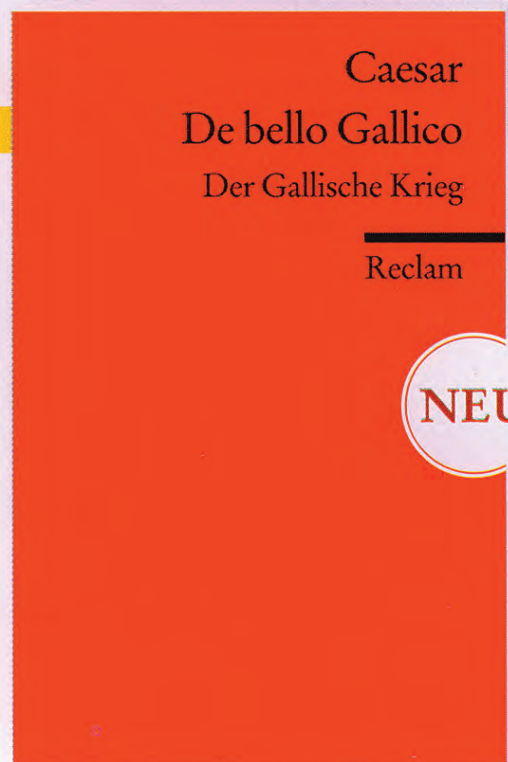
	Editorial	87
	Berichte und Vorträge vom 30. Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes in Freiburg	88
Hans-Joachim Gehrke	Griechische Mythen und europäische Identität(en)	94
Frauke Meyer-Gosau	Laudatio zum Humanismus-Preis für Monika Maron	103
Monika Maron	Dankrede für den Humanismus-Preis	110
Johannes Saltzwedel	Ins Offene – Vom Ideal sprachlicher Bildung	112
Horst Dieter Meurer	Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 2008/09	120
	Zeitschriftenschau	130
	Besprechungen	136
	Varia	164
	Adressen der Landesvorsitzenden	174

Deutscher Altphilologenverband

Jetzt neu in Reclams Roter Reihe: LATEIN

VENI VIDI LEGI

Die wichtigsten Werke der römischen Literatur in Auswahlausgaben sowie Textsammlungen zu verschiedenen Themenbereichen für den Einsatz im Unterricht. Ein Kommentar am Fuß jeder Seite liefert die nötigen Sprach- und Sacherläuterungen. Für sämtliche Ausgaben dieser Reihe dient der *Standardwortschatz Latein* als Referenzvokabular.



Standardwortschatz

Latein

Von M. Mader u. J. Siemer
264 S. · UB 19780 · € 6,60

O vitae philosophia dux!

Lateinische Texte zum Thema
›Philosophie in Rom‹
Hrsg.: T. Krüger
160 S. · 19784 · € 4,40

Caesar: De bello Gallico

Der Gallische Krieg
Hrsg.: G. Nöhning
141 S. · UB 19783 · € 4,00

Nähere Informationen unter www.reclam.de

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 -163155 Fax: 07156 -163201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Editorial

Das vorliegende „Sommerheft“ des FORUM CLASSICUM ist überwiegend dem 30. DAV-Kongress in Freiburg/Br. gewidmet. Daher mussten einige der Redaktion vorliegende Beiträge zurückgestellt werden, wofür wir um Verständnis bitten. Für das Gelingen des Kongresses ist vielen zu danken. Allein das Programmheft zum Kongress umfasste 114 Seiten. Einen Höhepunkt bildete auch diesmal die Verleihung des Humanismus-Preises: Die Schriftstellerin MONIKA MARON wurde durch die eindrucksvolle Laudatio der Literaturwissenschaftlerin Dr. FRAUKE MEYER-GOSAU geehrt. Den Festvortrag hielt der Präsi-

dent des Deutschen Archäologischen Instituts, Prof. Dr. HANS-JOACHIM GEHRKE über „Griechische Mythen und europäische Identität(en)“, den öffentlichen Schlussvortrag hielt der SPIEGEL-Redakteur Dr. JOHANNES SALTZWEDEL über das „Ideal sprachlicher Bildung“. Besondere Beachtung verdient der Bericht unseres Kollegen HORST DIETER MEURER zur Lage des altsprachlichen Unterrichts, den er in der Vertreterversammlung vorgelegt hat, die wie üblich zu Beginn der DAV-Kongresse stattfand.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

53. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Stefan Kipf, Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin; stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin);
E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StD Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie,
felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Rückblick auf den Freiburger DAV-Kongress, 6.-10. April 2010

„Bildung durch Sprache – Latein und Griechisch im Kontext der Schulsprachen“ lautete das Motto, das der Deutsche Altphilologenverband für seinen Kongress in Freiburg gewählt hatte. Besondere Beachtung fand unter den mehr als 60 Veranstaltungen ein Thema, das dem traditionellen Bild des „Elitefaches Latein“ zu widersprechen scheint: Latein für Migrantenkinder, die sich vielfach auch mit der deutschen Sprache noch schwertun.

Der DAV-Vorsitzende STEFAN KIPF referierte über die Erfahrungen der ERNST-ABBE-Oberschule in Berlin-Neukölln, an der mehr als 80% der Schüler aus Migrantenfamilien stammen und an der – zum Erstaunen mancher – die Nachfrage nach Latein groß ist.

Die meisten Schüler nichtdeutscher Herkunftssprache dort sehen den Nutzen des Lateinunterrichts vor allem darin, dass sie durch Latein auch ihr Deutsch verbessert hätten. Das gelte vor allem für die deutsche Grammatik, aber auch für die Erweiterung des deutschen Wortschatzes und die Verfeinerung der Ausdrucksfähigkeit. Der Hauptgrund für die Verbesserung der Ausdrucksfähigkeit besteht nach Kipf darin, dass die Schüler im Lateinunterricht das genaue Übersetzen ins Deutsche üben: Während „Zweitsprachler“ sonst „Vermeidungsstrategien“ entwickelten, um Ausdrucksmängel zu überspielen, seien sie beim Übersetzen vom Lateinischen ins Deutsche gezwungen, jeweils den genau passenden deutschen Ausdruck zu suchen; das bedeute auf Dauer ein starkes Ausdruckstraining.

Was diese Schüler aber noch mehr interessiere als die Sprache, seien Sachthemen: antike Geschichte, Kultur und Mythologie. Diese Themen gäben Anreiz zu Diskussionen über Wertfragen, wie zum Beispiel die Rolle der Frau. Aber während darüber sonst in ethnisch gemischten Gruppen oft hitzig gestritten werde, bewirke die Zwischenschaltung der römischen Antike, dass die Debatten „sachlicher und nüchterner“ verliefen.

Das Thema ‚Latein für Migrantenkinder‘ mag zunächst als Sonderfall des altsprachlichen Unterrichts erscheinen. Doch der Vortrag machte

bewusst, dass dieses Thema ganz allgemein geeignet ist, den Blick für das facettenreiche, individuell und gesellschaftlich bedeutsame Bildungspotential des altsprachlichen Unterrichts, aber auch für seine methodischen Verbesserungsmöglichkeiten zu schärfen. Denn im Hinblick auf das Bildungsniveau, das die Schüler aufs Gymnasium mitbringen, ist ja eine klare Trennlinie zwischen Schülern deutscher und nichtdeutscher Herkunft heute kaum noch zu ziehen.

Dass und wie die alten Sprachen zur Verfeinerung der Ausdrucksfähigkeit im Deutschen beitragen können, wurde auch in anderen Vorträgen erörtert. MARKUS JANKA zeigte dies anhand der Frage nach der „guten“ Übersetzung, KLAUS BARTELS anhand der Begriffsgeschichten von ‚Natur‘ und ‚Technik‘, KARL-WILHELM WEEBER anhand „etymologischer Aha-Erlebnisse“ und BIANCA-JEANETTE SCHRÖDER, indem sie das Ungenügen der eingespielten deutschen „Äquivalente“ von *pietas* vor Augen führte. Auch HANS-JOACHIM GLÜCKLICH verdeutlichte den Beitrag des Lateins zur Beherrschung des Deutschen. – In dem glänzenden Vortrag zum Abschluss der Tagung („Ins Offene. Vom Ideal sprachlicher Bildung“) betonte JOHANNES SALTZWEDEL den Zusammenhang von Bildung und Sprache – wobei er Sprache in einem anspruchsvollen Sinn begriff: „Wer spricht, trägt Verantwortung“; die „Bemühung ums bleibende Wort“, die „Arbeit am Gedanken“ seien notwendig, damit Sprache ihre ganze bildende Kraft entfalte.

Die „Reflexionssprache“ Latein kann das Lernen moderner Fremdsprachen erleichtern und beschleunigen; das steht für die meisten Unterrichtspraktiker fest. Doch worauf genau beruht diese Wirkung? Und welche Methoden sind dabei hilfreich? Mit diesen Fragen befasste sich eine ganze Reihe von Vorträgen und Arbeitskreisen. Neben Englisch und den romanischen Sprachen wurde dies besonders für Russisch untersucht. Mehrere Referenten griffen das europäische Mehrsprachigkeitskonzept auf, insgesamt eher zustimmend als problematisierend. Dabei wurde überlegt, wie ein Zusammenwirken der Fremd-

sprachen zu gestalten wäre (WOLFGANG KOFLER, SABINE DOFF).

Zahlreiche Kongressveranstaltungen waren auch diesmal der griechisch-lateinischen Literatur und Philosophie, ihren Hintergründen und ihrem Weiterwirken bis heute gewidmet. Den wohl umfassendsten Vortrag hielt FRIEDRICH MAIER. Vor großem Publikum schilderte er die griechischen Anfänge von Naturphilosophie („die Geburt der Vernunft“) und Ethik; dann skizzierte er die Wirkungen beider bis in die Neuzeit. – Mit Werken der griechischen Literatur befassten sich auch BERNHARD ZIMMERMANN (griechische Tragödie), REINHOLD BICHLER (HERODOT), CHRISTIAN BROCKMANN (ARISTOTELES) und REINHARD BODE (EURIPIDES).

Werke der römischen Literatur behandelten ECKARD LEFÈVRE (TERENZ' *Adelphoe*), MARTIN JEHNE (CAESAR) und MARTIN KORENJAK (TIBULL). Ein Schwerpunkt der Kongress-Themen lag auf dem Fortwirken der Antike bis in die Neuzeit. Die Referate zeigten an bemerkenswerten Beispielen, wie unter dem Einfluss der klassischen Antike, teils auch im Rückgriff auf sie, europäische Traditionen sich entwickelten. Das Ringen zwischen Christentum und „Heidentum“ im 4. und 5. Jahrhundert erläuterten ULRICH SCHMITZER, DIETMAR SCHMITZ und MICHAEL WISSEMAN; den Einfluss des römischen Rechts auf die europäische Rechtskultur machte THOMAS RÜFNER bewusst; an die große Bedeutung der Schlettstadter Lateinschule für den deutschen Humanismus erinnerte ULRICH EIGLER; vom Streit zwischen Neuhumanisten und Philanthropen im 18. Jahrhundert berichtete MEINOLF VIELBERG; über die antiken Ursprünge unserer Wochentage und unseres Kalenders informierte WALTER SIEWERT; die sprachgeschichtlichen Hintergründe der Namen von Sehenswürdigkeiten unserer Städte erklärte UTE SCHMIDT-BERGER.

Viele Zuhörer waren zu WILFRIED STROHS Rhetorik-Vortrag gekommen: „Ciceros Reden in Schule und Wissenschaft“. Stroh legte das Augenmerk besonders auf CICEROS Fähigkeit, die Menschen so wirksam umzustimmen, dass die Ereignisse danach einen anderen Verlauf nahmen. Zum Vergleich zog er auch Persönlichkeiten unserer Zeit heran, z. B. JOSCHKA FISCHER, der 1999 seine

Partei durch seine Redekunst dazu brachte, ihren bis dahin streng pazifistischen Kurs zu ändern. – Sprachliche Kniffe, mit denen CAESAR seine Niederlage bei Gergovia „minimiert“, analysierte TAMARA VISSER.

Dass die Beschäftigung mit Mythen zur Schärfung des politisch-moralischen Urteilsvermögens beitragen kann, ist sicher nicht für jeden eine selbstverständliche Annahme. Doch wer den Festvortrag von HANS-JOACHIM GEHRKE („Griechische Mythen und europäische Identitäten“) gehört hat, wird kaum noch daran zweifeln! Gehrke legte dar, dass große „Narrative“, wie die Mythen vom Trojanischen Krieg oder von den Irrfahrten des Odysseus, die Vorstellungen der Menschen späterer Zeiten so stark bestimmt haben, dass auch ganz andere Konflikte und Geschehnisse in Anlehnung an diese Mythen interpretiert wurden, ja dass solche Mythen durch ihr Jahrtausendlanges Wirken sich als „fundierende Mythen Europas“ erwiesen und insofern „Identitäten“ schufen. – Auch IBOLYA TAR ging auf die Bedeutung des Mythos für die Menschen ein („Mythos als Ursprache“). Mythen beantworteten Grundfragen menschlicher Existenz. Bearbeitungen eines Mythos nährten sich von seiner „unendlichen Deutbarkeit“; dennoch bleibe sein Kern unverändert. – Auf Bearbeitungen des Mythos legte der Vortrag von SUSANNE GÖDDE das Hauptaugenmerk: Sie untersuchte, wie das „Heroische“ der Gestalt Achills durch die Bearbeitungen von EURIPIDES, KLEIST und CHRISTA WOLF bemerkenswerte „Spiegelungen“ erfuhr. – Wie man mit Schülern kreativ-künstlerisch am Prometheus-Mythos arbeiten kann, schilderte ERNST SIGOT.

Werden wir unsere Bildungsarbeit auch künftig im Sinne einer anspruchsvollen Allgemeinbildung leisten können? Für die meisten Lehrer der alten Sprachen bedeutet Bildungsarbeit – neben der Vermittlung von Sprachkenntnissen und Lektürefähigkeit – auch die Erziehung zu geistiger Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit; dies aber setzt das Bemühen voraus, die Schüler zum kritischen Durchdringen der Inhalte anzuleiten. Der aufrüttelnde Vortrag von MICHAEL LOBE („*O saeculum insipiens*. Entgeisterung als Zeitgeist?“) machte bewusst, dass der Spielraum für anspruchsvolle Bildungsarbeit durch die Verwirtschafterung des

Bildungssektors mehr und mehr eingeengt wird, wenn es nicht gelingt, dieser Entwicklung Herr zu werden.

Auf reges Interesse stießen wieder die zahlreichen Arbeitskreise und Vorträge zur Methodik des Latein- und Griechischunterrichts, namentlich zu Wortschatz- und Grammatikarbeit, Texterschließung, Interpretation, Übungsformen, Sprachreflexion, Bildeinsatz und Leistungsbeurteilung. – Die *Officina Latina*, der Treffpunkt für Freunde unverkrampft gepflegter *Latinitas viva*, ist seit 1990 fester Bestandteil der DAV-Kongresse. Geleitet wurde die *Officina Latina* auch diesmal von ihrem Begründer ANDREAS FRITSCH; es unterstützten ihn REINHILD ASCHOFF und ANNA ELISSA RADKE.

Von Lateinlehrern wird erwartet, dass sie auch über den Bildungswert ihres Fachs verlässlich Auskunft geben können. Mehrere Veranstaltungen gaben Gelegenheit, sich zu Fragen des Bildungswertes von Latein auf den neuesten Stand der Wissenschaft zu bringen: THEO W. WIRTH und CHRISTIAN UTZINGER referierten in zwei aufei-

nanderfolgenden Arbeitskreisen über das Thema „Latein nützt nichts – oder nützt es doch?“ TUULIA M. ORTNER hatte als Titel ihres Vortrags gewählt: „Transfereffekte durch Lateinunterricht aus psychologischer Sicht“.

EUROCLASSICA, die Dachorganisation der europäischen Altpilologenverbände, hat einen europäischen Lehrplan für Latein und Griechisch erarbeitet und approbiert. ALFRED REITERMAYER, der Präsident der EUROCLASSICA, stellte diesen Lehrplan vor und erläuterte weitere Vorhaben dieser Organisation.

Ein Höhepunkt des Kongresses war die Verleihung des Humanismus-Preises an MONIKA MARON. Die Laudatio hielt FRAUKE MEYER-GOSAU. Grundgedanke dieses Preises ist das auf die Antike zurückgehende Ideal der Verknüpfung von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für das Gemeinwohl. Mit diesem Preis wurde Monika Maron für ihr literarisches Schaffen ausgezeichnet und für das damit verbundene „intensive Eintreten für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte“.

HELMUT MEISSNER, Walldorf

Ansprache des Vorsitzenden zur Eröffnung des Freiburger Kongresses

Sehr geehrter Herr Regierungspräsident WÜRTENBERGER, sehr verehrter Herr Rektor SCHIEWER, sehr geehrte Frau Bürgermeisterin STUHLIK, sehr geehrter Herr Kollege STAECK, lieber Herr Kollege REITERMAYER, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wir sind heute an einem besonderen Tag zusammengekommen. Heute genau vor 85 Jahren, auf den Tag genau am 6. April 1925 (es war ein Montag), wurde der deutsche Altpilologenverband in Berlin gegründet. Nachdem der Verband dann im Jahr 1935 gleichgeschaltet und als „Reichssachgebiet für Alte Sprachen“ in den Nationalsozialistischen Lehrerbund eingegliedert worden war, erfolgte im Juni 1950 die Wiederbe-gründung in Mönchengladbach. Seit dieser Zeit werden im zweijährigen Turnus die Verbandskongresse durchgeführt. So finden wir uns heute nicht nur zum 30. Kongress des DAV zusammen, sondern sind nun auch zum zweiten Mal in Freiburg, und zwar nach genau 40 Jahren. Es war ein denkwürdiger Kongress, der vom 31. März bis zum 4.

April 1970 hier stattgefunden hatte und gemeinsam von Mommsen-Gesellschaft und DAV veranstaltet worden war. Die Zeiten damals waren sehr bewegt – erstmals in der Geschichte des altsprachlichen Unterrichts musste man ernsthaft um den Fortbestand der beiden Fächer Griechisch und Latein fürchten, und zwar an Schule und Universität. Unter dem Eindruck der Curriculumreform waren die Schülerzahlen auf breiter Front eingebrochen, und zwar um über 20%, wobei die Rückgänge für Latein als erste Fremdsprache noch weit darüber hinausgingen und diese klassische Lehrgangsform zum Minderheitenprogramm marginalisierten, von der sie sich erst in den letzten Jahren zu Teilen erholen konnte. So war die Freiburger Tagung geprägt von einer düsteren Krisenstimmung, die dann im legendären Streitgespräch „Wie klassisch ist die Antike“ zwischen MANFRED FUHRMANN und HERMANN TRÄNKLE kulminierte. Obgleich man in einem zeitgenössischen Tagungsbericht lesen konnte, „dass die versammelten Klassischen Philologen zwar teilweise die bedrohliche Krise

der alten Sprachen erkannt hatten, ihr aber ratlos gegenüberstanden“, setzte der Zwang der an sich bedrückenden Umstände in der Nachfolge des Kongresses beeindruckende Innovativkräfte frei, die auf breiter Ebene, ausgehend von einer theoretischen Neufundierung des altsprachlichen Unterrichts, zu nachhaltigen Veränderungen in Theorie und Praxis geführt haben, die auch heute noch für uns von Bedeutung sind: Im Sinne der damals entworfenen DAV-Matrix wurde der Sprachunterricht als ein multivalentes Unterrichtsgeschehen begriffen, in dem nicht nur Sprachkenntnisse vermittelt, sondern an sinnvollen lateinischen (bzw. griechischen) Texten Fähigkeiten zur Sprach- und Textreflexion entwickelt sowie die antike Kultur und ihre Fortwirkung zum Unterrichtsgegenstand werden sollten. Im Vordergrund sollte nunmehr das Übersetzen in die Muttersprache stehen, wobei einer funktionsorientierten Sprachreflexion zentrale Bedeutung beigemessen wurde.

War der Freiburger Kongress des Jahres 1970 ein Meilenstein kritischer Selbstreflexion über essentielle Grundfragen des altsprachlichen Unterrichts, erhoffe ich mir von diesem Kongress eine ähnliche Wirkung. Nun haben wir schon angesichts der Schülerzahlen und des starken öffentlichen Interesses an der Antike keinen Grund für eine ähnlich deprimierte Stimmung wie anno 1970; dennoch soll es in den nächsten Tagen um eine meiner Ansicht nach dringend notwendige Besinnung über den Kernbereich des altsprachlichen Unterrichts gehen: „Bildung durch Sprache – Latein und Griechisch im Kontext der Schulsprachen“ lautet daher der Titel unseres diesjährigen Kongresses, zu dem ich Sie alle hier in der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg sehr herzlich begrüßen darf!

Nachdem sich die beiden letzten Kongresse in München und Göttingen mit Fragen der Werteerziehung und der interkulturellen Bildung beschäftigt hatten, soll hier in Freiburg nun explizit die Sprache der Griechen und Römer im Mittelpunkt stehen. Mit der Wahl dieses Themas werden wir in besonderem Maße auf uns selbst zurückgeworfen, nämlich auf das, was das eigentliche Kerngeschäft unseres Unterrichts und die Grundlage aller Bildungsziele ausmacht. Dabei will ich auf zwei didaktische Fundamentalsätze hinweisen, an die wir uns in diesem Zusammenhang immer wieder erinnern sollten:

1. Die Sprachen Latein und Griechisch stehen im Zentrum des altsprachlichen Unterrichts.
2. Der altsprachliche Unterricht ist ein unverzichtbarer Teil des schulischen Sprachunterrichts insgesamt.

Diese knappen, aber hinreichend deutlichen Thesen erinnern uns an unsere fundamentalen Aufgaben, deren kreativer Bewältigung wir uns in Zeiten nicht immer günstiger schulischer Rahmenbedingungen stellen müssen. Befinden wir uns doch wie vor 40 Jahren in bildungspolitisch bewegten Zeiten, und zwar in einer Reform in Permanenz, einer Reform, die allen Beteiligten kaum Zeit zum Durchatmen und Nachdenken lässt und zugleich von Schulen und Universitäten politisch verwertbare Erfolgsmeldungen über einen PISA-tauglich messbaren Bildungsoutput erwartet. Es gibt zu viel *negotium*, zu wenig *otium*, von *σχολή* will ich gar nicht erst reden. Viele von uns fragen sich daher, wie angesichts zumeist sinkender Stundenzahlen, angesichts zu großer, zunehmend heterogener Lerngruppen und angesichts eines unpädagogischen Zeitdrucks auf Lernende und Lehrende die anspruchsvollen Ziele des altsprachlichen Unterrichts als Teil gymnasialer Bildung erreicht werden können. Wie vor 40 Jahren geht es also auch um essentielle Fragen, deren Lösung wir uns stellen müssen.

Zwar wird allseits die Verschlankung der Lehrpläne angemahnt, nur leider waren die Vorgaben der KMK aus den Jahr 2001 bzw. 2008 kaum dazu geeignet, eine solche Verschlankung vorzunehmen. Das Signal zur Schulzeitverkürzung war schließlich eindeutig: Die Gesamtstundenzahl von 265 Stunden steht, den Ländern bleibt freigestellt, ob das Abitur in 12 oder 13 Jahren erreicht wird. Der Ratschlag an skeptische Didaktiker und Praktiker lautet dann immer wieder: Sie müssen halt „moderner“ unterrichten – mit der Folge, dass in vielen Schulen trotz angestrebter (oder eher verordneter) Kompetenzorientierung dann doch der Nürnberger Trichter regiert und moderne Unterrichtsmethoden ihre Wirkungen kaum entfalten können, weil sie Zeit brauchen.

In dieser unübersichtlichen Gemengelage besteht die Gefahr, dass die zeitaufwendige und anstrengende Auseinandersetzung mit der Sprache der Griechen und Römer in den Hintergrund gedrängt wird. Doch ein abgespeckter Kulturkun-

deunterricht mit wenigen sprachlichen Inseln kann keine wirkliche Alternative sein: Essentielle sprachliche Bildungsziele, d. h. die für den altsprachlichen Unterricht typische Sprach- und Textreflexion würden unmöglich gemacht, die Originallektüre wäre nicht mehr zu erreichen, die Fächer würden von der Klassischen Philologie als der fachwissenschaftlichen Bezugsdisziplin entfremdet und schließlich würden die alten Sprachen zu Recht aus dem Kanon der Schulfremdsprachen herausfallen. Wir sollten auf diese Weise nicht denjenigen Kritikern zuarbeiten, die insbesondere im Lateinunterricht das entscheidende Hemmnis zur Förderung der europäischen Mehrsprachigkeit sehen, ihm mit eher schlichten Argumenten den Status einer Fremdsprache absprechen und auf ein maximal einjähriges ‚Classicum‘ beschränken wollen.

Die Arbeit mit der lateinischen und griechischen Sprache, sei es in der Lehrbuch- oder der Lektürephase, steht im Mittelpunkt des Unterrichtsgeschehens und bildet auch weiterhin das didaktische Kerngeschäft. Am Beispiel des Lateinischen als „Modell von Sprache“ sollen die Schüler schon zu einem frühen Zeitpunkt ein grundsätzliches Bewusstsein dafür erhalten, wie eine Sprache funktioniert. Dies zeigt sich ganz besonders beim Übersetzen lateinischer und griechischer Texte, der typischen Arbeitsweise des altsprachlichen Unterrichts. Diese anspruchsvolle Auseinandersetzung mit der Fremdsprache bildet die Grundlage für die zentralen inhaltlichen Ziele des Latein- und Griechischunterrichts. Sie bewirkt den entscheidenden qualitativen Unterschied zur vermeintlich schülerfreundlicheren und ökonomischeren Alternative der Textarbeit, nämlich dem Ersatz durch Übersetzungen. Die genaue sprachliche Entschlüsselung, d. h. der engagierte Umgang mit Sprache und Text gilt auch weiterhin zu Recht als die entscheidende Voraussetzung für ein vertieftes Text- und Kulturverstehen. Gleichzeitig müssen wir uns darüber klar sein, dass wir den altsprachlichen Unterricht langfristig nur dann sichern können, wenn wir den anderen Fächern, insbesondere den Sprachen, deutlich machen, dass nur zusammen mit dem auf Sprachreflexion ausgerichteten altsprachlichen Unterricht eine vielfältige und ausgewogene Sprachbildung erreicht werden kann. Daher ist Kooperation angesagt, fachpolitische Gräben sind nicht mehr zeitgemäß.

Wir haben versucht, im Kongressprogramm diesen Gesichtspunkten in vielfältiger Weise Rechnung getragen. Es ist uns gelungen, eine inspirierende Mischung aus Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Unterrichtspraxis zusammenzustellen, um Ihnen Anregungen für den Unterrichtsalltag zu geben, uns über grundsätzliche Fragen auszutauschen und Lösungsmöglichkeiten für Probleme der Fächer zu diskutieren. Ich bin sehr froh, dass so viele hochkarätige Referentinnen und Referenten dem Ruf des DAV nach Freiburg gefolgt sind. In diesem Zusammenhang darf ich mich sehr herzlich bei der GERDA-HENKEL-Stiftung bedanken, die uns auf sehr unbürokratische und kooperative Weise bei der Finanzierung der Reisekosten für die Referentinnen und Referenten großzügig unterstützt hat (vgl. Kasten auf S. 171).

GERDA HENKEL STIFTUNG

In den insgesamt 63 Veranstaltungen werden Griechisch und Latein in ihrer historischen Entwicklung und ihren verschiedenen literarischen Ausformungen seit der Antike beleuchtet, als prägende Medien der Kommunikation von der Antike bis in die Gegenwart, als Basissprachen für Literatur, Kultur, Bildung und Wissenschaft, als Gegenstand und Problem der Übersetzung sowie in ihren Potenzialen zur fächerübergreifenden Zusammenarbeit an Schule und Universität. Gerade für die unterrichtliche Praxis haben wir uns bemüht, Themenbereiche zu behandeln, die bei der Spracharbeit von Bedeutung sind, z. B. die fächerübergreifende Zusammenarbeit mit anderen Schulsprachen, neue Formen der Leistungsbeurteilung, Lateinunterricht mit Schülerinnen und Schülern nichtdeutscher Herkunftssprache, *Latinitas viva* im Unterricht, die Verbindung von Spracharbeit und Interpretation im Lektüreunterricht, Wege der Sprachvermittlung und Übungsformen in der Unter- und Mittelstufe, den ewigen Dauerbrenner Texterschließungsverfahren, aber auch die nach wie vor umstrittenen Transferleistungen des Sprachunterrichts, die essentielle, aber nicht einfach zu leistende Verknüpfung von Spracharbeit und Sachkunde sowie natürlich die Wortschatzarbeit. Wir bedanken uns ganz herzlich bei allen Referentinnen und Referenten aus Schule, Lehrerbildung und Universität, die mit ihren Beiträgen und ihrem Engagement zum Gelingen des Kongresses beitragen.

Eine mittlerweile unverzichtbare Kongress-Tradition ist die Verleihung des Humanismus-Preises geworden. Nach RICHARD VON WEIZSÄCKER, ROMAN HERZOG, ALFRED GROSSER, WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI, JUTTA LIMBACH und LEOLUCA ORLANDO wird die nunmehr siebte Preisträgerin die Schriftstellerin MONIKA MARON sein. Monika Maron ist wohl eine der bekanntesten Autorin der deutschen Gegenwartsliteratur, zuletzt wurde sie mit dem Preis der deutschen Nationalstiftung geehrt. Mit dem Humanismus-Preis wollen wir sie für ihr literarisches Schaffen und das damit verbundene intensive Eintreten für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte auszeichnen. Die Laudatio wird die international bekannte Literaturkritikerin FRAUKE MEYER-GOSAU halten. In diesem Zusammenhang möchte ich mich sehr herzlich bei der Stiftung Humanismus heute (Freiburg) sowie der Warburg-Melchior-Olearius-Stiftung (Hamburg) für ihre großzügige finanzielle Förderung des Humanismus-Preises bedanken.

Mein besonderer Dank gilt all denen, ohne die die komplexe Unternehmung DAV-Kongress nicht zu bewältigen wäre. An vorderster Stelle sei das Freiburger Ortskomitee genannt, das ANNE SCHLICHTMANN in vorbildlicher Weise leitet. Wenn es so etwas wie die Idee einer Ortskomiteevorsitzenden geben sollte, dann hätte PLATON an Anne Schlichtmann gedacht. Die zahlreichen Gespräche mit ihr waren immer geprägt von großer Sachkenntnis, einem untrüglichen Blick für das Wesentliche und einem Gefühl für praktikable und pragmatische Problemlösungen. Ihr und ihrem ganzen Team mit STELIOS CHRONOPOULOS, STEFAN FALLER, ROLF HARTKAMP, SARAH HENZE, ANNA NOVOKHATKO, NATALIA PEDRIQUE, NIKOLAUS RUF und WOLFGANG STEINIG sei ganz herzlich gedankt.

Nicht zu vergessen ist BERNHARD ZIMMERMANN, dem Gräzisten der hiesigen Universität, der uns in höchst effektiver Weise alle Wege innerhalb der Universität bahnte. Seine spontane Bereitschaft, den Kongress 2010 in Freiburg durchzuführen, verdient höchste Anerkennung. Die Zusammenarbeit mit unserem Gastgeber, der Albert-Ludwigs-Universität, verlief zu unserer vollen Zufriedenheit, worüber ich sehr dankbar bin. Man merkte schon

sehr deutlich, dass wir hier an einer der wenigen Exzellenzuniversitäten zu Gast sein dürfen.

Dass Sie diesen perfekt gestalteten Kongressbegleiter lesen können, der auch diesmal ein veritables Buch geworden ist, verdanken wir einem kompetenten Team, in dem sich ULRIKE STEPHAN um die Redaktion und FABIAN EHLERS um die graphische Gestaltung mit Gelassenheit und Professionalität gekümmert haben. In den Zeiten der E-Mail war es kein Problem, dass Frau Stephan in London, Herr Ehlers in Berlin und die Druckerei in Freiburg ihre Arbeit sehr gut gemacht haben. CLEMENS LIEDTKE hat in bewährter Weise die Anmeldungen bearbeitet und die reibungslose Kommunikation mit den Verlagen sichergestellt. Ich bedanke mich bei allen Verlagen für die beeindruckende Präsenz; sie leisten damit einen besonders wichtigen Beitrag zur Attraktivität des Kongresses insgesamt. Ganz offensichtlich haben wir diesmal eine Rekordbeteiligung der Verlage zu verzeichnen, nämlich 30! Neu ist in diesem Zusammenhang der Abend der Verlage, bei dem sich drei Verlage ihnen, dem geeigneten Publikum präsentieren, werden. Besonderer Dank gilt dem Klett-Verlag, der uns die Kongressstaschen und die T-Shirts für unsere zahlreichen Helfer zur Verfügung stellt. Ich bedanke mich bei meinen Stellvertretern HARTMUT LOOS und HEIKE VOLLSTEDT sowie bei KARL BOYÉ für seine effektive Pressearbeit – wir haben wieder echte Teamarbeit geleistet. *Last but not least* gilt mein Dank meiner Sekretärin FRIEDERIKE HERKLOTZ, die mich unermüdlich unterstützt hat.

Wir sind heute an einem besonderen Tag zusammengekommen. Trotz aller positiven Entwicklungen der letzten Jahre ist unser gemeinsames Engagement für die alten Sprachen unverändert nötig. Nutzen wir die Chance, ein kraftvolles Signal an die Öffentlichkeit zu senden und beim Kongress frische Energie für die tägliche Arbeit zu tanken, und zwar in Schule, Lehrerbildung und Universität. Die alten Sprachen sind und bleiben lebendig!

Ich eröffne daher den 30. Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes und wünsche uns allen anregende Tage!

STEFAN KIPF
Vorsitzender des
Deutschen Altphilologenverbandes

Griechische Mythen und europäische Identität(en)¹

Darf ich Sie zu einem Gedankenexperiment auffordern? Darf ich Sie bitten, wenigstens für eine Weile lieb gewordene, auch an sich durchaus sinnvolle Scheidungen einmal – wenigstens probenhalber – aufzugeben? „Babylon. Mythos und Wirklichkeit“ hieß jüngst eine sehr erfolgreiche Ausstellung der Berliner Museen. Und vielen Altertumsfreunden ist NESTLES geradezu zum geflügelten Wort gewordener Buchtitel „Vom Mythos zum Logos“ ganz geläufig. Und als Historiker muss ich darauf dringen, Mythos und Geschichte zu unterscheiden. Das ist alles im Grundsatz richtig, die Analyse, also das Trennen und Sortieren, ist die Basis der Wissenschaft.

Und doch: Vor allzu strikt konstruierten Differenzen oder Gegensätzen muss man sich durchaus hüten, zumal wiederum als Historiker, dem von einem Großen des Faches, THOMAS NIPPERDEY, ins Stammbuch geschrieben wurde, dass es in der Geschichte kein Schwarz-Weiß, sondern nur Grautöne gebe. Zu krasse Scheidungen können selbst problematisch werden, eine lediglich behauptete Klarheit herstellen oder einen bloßen Anspruch auf die Wirklichkeit erheben. Wirklichkeit, Logos, Geschichte, so einseitig gesehen, kann dann selbst zum Mythos werden. Hier ist präzises Hinsehen und angemessenes Analysieren gefragt; in unübersichtlichem Gelände braucht man einen guten Kompass – oder heute wohl eher ein präzises Navigationsgerät.

In diesem Sinne möchte ich heute die Grenzen zwischen Mythos und Geschichte gedanklich und gleichsam experimentell einmal relativieren bzw. reduzieren, um auf diese Weise dort, wo beide Phänomene ganz dicht und vielleicht untrennbar zusammenhängen, einige Beobachtungen anzustellen. Diese scheinen mir lohnend zu sein, und ich hoffe, Sie sehen das nach meinem Vortrag auch so. Für lohnend halte ich solche Beobachtungen schon deshalb, weil sie ganz viel mit uns selbst zu tun haben, mit unserem Selbstverständnis, damit zugleich mit unserem Verhältnis zum Anderen und Fremden, zur Alterität und deren Definition, kurzum: weil sie für unsere Identität relevant sind. Dabei ist nun ganz besonders die Geschichte wichtig bzw. das, was man als seine eigene und als eine fremde Geschichte ansieht

und annimmt. Gerade das aber ist Geschichte, die ganz eng mit dem Mythos zusammenhängt.

Mythos freilich ist ein höchst vielschichtiger Begriff, ein schwer zu fassendes Element. Er kennt viele Konnotationen, wird unterschiedlich definiert und hat so mannigfache Facetten, dass sich Menschen, Künstler, Wissenschaftler usw. nur sehr schwer über ihn verständigen können. Nicht selten reden sie hier auf hohem Niveau aneinander vorbei. Für meine Zwecke kann ich es mir mit dem Begriff glücklicherweise einigermaßen leicht machen. Ich brauche nur auf die Grundbedeutung zurückzugreifen, auf die ursprüngliche Auffassung des griechischen Wortes und seinen von daher geprägten Sinn.

Mythos ist hier schlicht das, was gesagt wird, und zunächst nichts anderes als ein *logos*, wie noch bei HERODOT erkennbar ist. Mythos ist also eine Rede, Kunde, Sage, vor allem: Erzählung. Hierfür bilden – man möchte gleich sagen, charakteristischerweise – die griechischen Mythen, wie immer man sie auch ausgelegt hat und auslegen mag, ein Paradebeispiel. Man lernt sie auch heute noch nicht ganz selten schon als Kind kennen (wenn auch in der Regel nicht mehr aus dem SCHWAB); und sehr viele von Ihnen geben sich im Griechisch- und Lateinunterricht viel Mühe, diese Sagen und Erzählungen möglichst authentisch, mit HOMER und SOPHOKLES, VERGIL und OVID, zu vermitteln. Das hat mehr als gute Gründe.

Mythos hat nämlich als Erzählung eine besondere Wichtigkeit. Längst wissen wir aus der Biographie-Forschung, von der Psychologie bis zur Geschichtswissenschaft, dass wir unser individuelles Leben uns (und unseren Angehörigen und Freunden) immer wieder erzählen, und immer wieder neu erzählen. Diese Erzählungen bedeuten oder implizieren wenigstens zugleich eine Sinnstiftung. Sie schaffen in der Regel eine gewisse Kohärenz bzw. vermuten oder behaupten eine solche. Brüche und Umschwünge, Peripetien und Probleme werden abgemildert, ja geleugnet, ins Positive gewendet, jedenfalls integriert und auf diese Weise wenigstens narrativ bewältigt. Am Ende steht immer wieder eine Geschichte, die wir zugleich immer neu finden oder erfinden, kon-

struieren und fortspinnen, um neue Ereignisse und Erfahrungen oder auch Einsichten hinzuzufügen und zu verarbeiten. Man kann behaupten, dass wir keine Identität haben bzw. sogar in unserer Persönlichkeit gestört sind, wenn wir eine solche Geschichte unseres Lebens nicht erzählen können. Und – was das Entscheidende ist – unser Erinnerungsvermögen ist ganz offensichtlich so beschaffen, dass wir solche Erzählungen schlicht für wahr halten; diese Geschichten bilden unsere Lebensgeschichte – *punctum*.

Schon weil der Mensch ein soziales Lebewesen ist und deshalb seine jeweiligen Bezugsgruppen zu dieser seiner Lebensgeschichte zwingend gehören, gelten diese Bemerkungen *mutatis mutandis* auch, ja erst recht für Kollektive. Ob uns das gefällt oder nicht: Gruppen, Verbände, Gemeinschaften, Gesellschaften, Staaten, Nationen, ja Kulturen brauchen solche mehr oder weniger kohärenten und immer wieder fortgeschriebenen und angepassten Geschichten, um eine Identität behaupten oder beanspruchen zu können. Sie brauchen die Erzählung, die nicht selten ein großes Narrativ ist, noch mehr als die Individuen, weil zum einen ihre Identität als Kollektiv weitaus prekärer ist als die des Individuums, das ja schon als Einzelwesen als solches biologisch eindeutig umgrenzt ist, mit Hirn und Körper. Das Kollektiv dagegen muss diesen erst gleichsam eingeschrieben werden, was freilich in der formierenden Phase durchaus gut gelingt.

Zum anderen muss das Kollektiv, je ferner es der unmittelbaren Realität steht, die Lebensdauer der ihm angehörenden Menschen übertreffen, wenn es denn irgend Bestand haben will, häufig um lange Zeiträume, um Jahrhunderte und Jahrtausende. Wir wissen, dass dies gelingen kann, aus der Geschichte der Juden, der Perser, der Griechen beispielsweise und überhaupt dank der Alten Geschichte. Ein Kollektiv muss also dafür sorgen, dass seine Narrative weitergegeben werden, es muss seine Erinnerung pflegen und eine Tradition bilden, wie auch immer und auf lange Sicht – was naturgemäß Flexibilität und Anpassung, das Basteln und Konstruieren, das Spinnen und Stricken an der Vergangenheit noch vergrößert, und das alles immer unter dem Anspruch der Wahrheit, der echten Geschichte.

Die Glaubwürdigkeit wird in der Regel dadurch begünstigt, dass die Geschichten erfahrungsgesättigt, also insofern innerlich plausibel sind und sie dem erwähnten individuellen Bedürfnis nach Schlüssigkeit entgegenkommen. So stiften sie zugleich Kohärenz, indem durch den Modus der Erzählung aus einer Vielfalt von Ereignissen eine Geschichte wird. Nach PAUL RICŒUR „transformiert die narrative Operation die irrationale Kontingenz in eine geregelte, bedeutsame, intellegible Kontingenz.“² Generell wird also ein Zusammenhang hergestellt und damit ein Sinn gestiftet, wie vor allem JÖRN RÜSEN und KARLHEINZ STIERLE herausgearbeitet haben. Im Sinne eines *emplotment* (so HAYDEN WHITE) wird auch Unübersichtliches und Kontingentes integriert, so wie die Brüche in einer Autobiographie.

Narrative in diesem Sinne sind aber charakteristischerweise Gebilde, in denen Mythos und Geschichte in besonderer Weise miteinander verschmelzen, so dass man sich gar nicht mehr sicher sein kann, welcher Begriff passt, und so dass es jedenfalls unangebracht ist, gerade hier permanent nach einer strikten Scheidung zu suchen – so notwendig das gerade aus der Perspektive einer kritischen Geschichtswissenschaft immer wieder ist. Man muss die Dinge auf zweierlei Weise betrachten, einmal in ihrem Zusammenhang, das andere Mal mit dem Bemühen um Separierung. Was bestimmte Gesellschaften, Gruppen usw. als ihre Geschichte ansehen und für wahr halten, haben sie „verdinglicht“; und wir müssen das entsprechend berücksichtigen, wenn wir uns mit diesen und ihrem Selbstverständnis beschäftigen, und ihre Geschichte dort aufsuchen, wo sie für sie handlungsrelevant wird. Das bedeutet allerdings nicht, dass wir sie aus unserer Perspektive für wahr halten müssen. Wir haben also eine ‚emische‘ von einer ‚etischen‘ (das wäre in diesem Falle die unsere) Optik zu unterscheiden. Um diese erstere, emische, für die kollektive Identität relevante und insofern auch mythistorische Geschichte zu bezeichnen, ohne sie allzu sehr von der Geschichte im anderen Sinne zu entfernen, habe ich vorgeschlagen, von „intentionaler Geschichte“ zu sprechen.

Für die hier sehr knapp und vielleicht zu abstrakt skizzierten Sachverhalte bietet nun

allerdings gerade die griechische Geschichte ein geradezu unerschöpfliches Reservoir von sehr plastischen Beispielen. Sie sind nicht nur als solche (und für die Alte Geschichte) interessant und wertvoll, sondern auch faszinierend und wichtig, weil unsere europäische, ja westliche Identität – so wir überhaupt damit rechnen, und ich halte das für historisch-empirisch gerechtfertigt – damit aufs engste verquickt ist.

Versucht man die griechische Geschichte mit den Augen der Griechen zu sehen, wird sofort klar, dass man die Grenzen zwischen Mythos und Geschichte, jedenfalls zunächst einmal, außer Acht lassen muss und kann, auch wenn deren Konstruktion (freilich mit teilweise anderem Zuschnitt) bereits auf die Griechen selbst (freilich eher auf Intellektuelle, die andere Wahrheitspostulate hatten als ihre ‚schlichteren‘ Zeitgenossen) zurückgeht. Griechen sahen nämlich das mythisch Überlieferte sehr häufig als historisch an und haben nicht selten historische Ereignisse mythifiziert.

Mythen von solcher Art, als Geschichte (in unserem Sinne) genommen, waren nun gerade für die griechische Identität wesentlich, und zwar schon die ältesten ihnen selbst und uns bekannten Versionen, die Epen HOMERS und HESIODS, der Anfang der griechischen und der europäischen Literatur. Ihre Strukturen und Elemente, zugleich die der anderen literarisch-ästhetischen Schöpfungen, die immer wieder auf sie Bezug nahmen, waren sich sehr ähnlich: Sie handelten von Ursprüngen und Anfängen, von Herkunft und Abstammung, von Gemeinsamkeit und Differenz in diesem Rahmen; sie thematisierten zentrale Phänomene des Gemeinschaftslebens, Ehrgeiz und Konflikt, Ruhmesdauer und Lebensspanne, Rache und Krieg, Freundschaft und Feindschaft, Vergehen und Sühne; und sie verarbeiteten zentrale Erfahrungen wie Vertreibung und Migration, Ansiedlung und Inwertsetzung. Zugleich wurden die älteren Menschen über vielfältig miteinander verflochtene und im einzelnen auch qualitativ differenzierende Genealogien miteinander verbunden. In einem entsprechend bunten und komplexen, ja eigentlich gar nicht mehr überschaubaren Vergangenheitsraum bewegten sich die Griechen bereits am Ende

der archaischen Epoche, um 500 v. Chr. Immer wieder haben sie sich auf diese Weise ihre eigene Geschichte erzählt, die doch – entsprechend ihrer soziopolitischen Welt generell – aus vielen verschiedenen Geschichten bestand. Und das setzte sich über die folgenden Epochen mit nicht verminderter Intensität und Kreativität fort.

Es sind nun gerade zwei Komplexe, die für die griechische Identität von kardinaler Bedeutung waren und in ähnlichem Maße auch in der Rezeption der griechischen Kultur – und damit auch im Bereich unserer Identität – relevant sind. Der eine ist für uns Mythos, der andere Geschichte. Für die Griechen waren beide Geschichte, und zwar waren es Großereignisse (vergleichbar dem Dreißigjährigen Krieg, dem Ersten oder Zweiten Weltkrieg), die wichtigsten Geschehnisse, um die herum sich die griechische Geschichte in der Eigenoptik, die intentionale Geschichte der Griechen gruppierte, die gleichsam das historische Koordinatennetz der Griechen bestimmten und damit ihre kollektive Identität prägten, nach innen mit ihren jeweils spezifischen Identifizierungen, nach Stämmen, Regionen, Poleis, nach außen mit ihrer charakteristischen, aber in sich durchaus nicht einförmigen Abgrenzung vom Barbarischen.

Zwei große griechische Narrative mit europäischer Bedeutung, die hiervon handeln, sollen deshalb heute im Zentrum stehen, die Erzählungen vom Kampf um Troia und vom Krieg gegen die Perser. Die Geschichte vom Trojanischen Krieg ist schon deshalb von enormer narrativer Kraft, weil sie und ihr mythistorisches Umfeld die Griechen zutiefst interessierten und bewegten. Vor allem wurde sie aus einem Konglomerat von Liedern und Gesängen zu einem höchst komplexen, im Grunde in seiner literarischen Struktur geradezu unglaublichen und auf lange Sicht faszinierenden Epos, zur Ilias. In Konkurrenz mit anderen Texten aus demselben Sagenkreis, den so genannten Kyklischen Epen, und neben einem Werk aus dem Kreis der Rückfahrer-Epen, der Odyssee, setzte diese entschieden ästhetische Maßstäbe, als Benchmark der griechischen Poesie und Ausgangspunkt für literarisch-künstlerische Verarbeitung schlechthin, bis in unsere Tage bekanntlich. Die Geschichte war und ist eben ungemein attraktiv.

Darüber hinaus handelte es sich um „fundierende Texte“ der griechischen Kultur. Schon HERODOT hat festgehalten, dass es, neben HESIOD, HOMER gewesen sei, dem die Griechen ihre Göttervorstellungen verdankten, mithin ein wesentliches Element ihrer Religiosität. Generell konnten die im Epos greifbaren Werte auch in späteren Zeiten als Normen durchgehen, und nicht zuletzt deshalb hat PLATON Homer als den Erzieher Griechenlands bezeichnet. In dessen ‚Apologie‘ bezieht sich beispielsweise SOKRATES an wesentlicher Stelle – es geht um nichts Geringeres als die Frage, ob es Bedeutenderes gebe als das eigene Leben – auf Achill, den Haupthelden der *Ilias*.

Dies verweist auf einen weiteren Aspekt der Geschichte: Die *Ilias* ist ja, gerade in ihrer ungeheuerlichen Verdichtung auf wenige Tage des zehnjährigen Kampfgeschehens und auf die „Wut“ des Achill, die mit dem ersten Wort angesprochen wird, durchaus große Literatur. Darüber hinaus war sie aber auch ein paradigmatischer Text, der archetypische und im griechischen Sozialgefüge wie Mentalitätshaushalt zentrale Sachverhalte ausdrückte: die unbedingte Orientierung Einzelner auf Ehre und Ruhm, ihre ungezügelte Rachgier bei Kränkung und Verlust, ihre unverbrüchliche Solidarität mit Freunden und Gastfreunden, ihr zwiespältiges Verhältnis zu Kampf und Konflikt. Die Griechen konnten sich hier – vergrößert übrigens wie in einem Hohlspiegel – wieder finden, und ich wage die Behauptung, dass noch heute die Lektüre der homerischen Epen der Königsweg zu Identität und Kultur der Griechen ist.

Der Trojanische Krieg wurde auf diese Weise zu einem paradigmatischen Krieg und somit ein, ja das Großereignis der griechischen Geschichte. Noch THUKYDIDES sah sich Jahrhunderte später zu dem Nachweis genötigt, dass der von ihm dargestellte Krieg größer gewesen sei. Deshalb galt das literarische Durchspielen der erwähnten Phänomene und dieses archetypischen Krieges, in der *Ilias* und auch späterhin, immer zugleich einem historischen und insofern als wahr und wirklich angesehenen Geschehen. Man bezog sich also immer wieder auch auf Geschichte – wie wir sagen würden –, wenn man die Motive variierte, etwa in der attischen Tragödie; man denke an

den ‚*Aias*‘ und ‚*Philoktet*‘ des SOPHOKLES oder die ‚*Troerinnen*‘ des EURIPIDES. Ein wesentliches Stück Geschichte war damit als großes Narrativ in allen möglichen künstlerischen Darbietungen immer präsent.

Dabei ist ebenfalls wichtig, dass der Gegner in dem großen Krieg nicht moralisch-politisch heruntergemacht wird. Im Grunde agieren die Feinde, die Trojaner und ihre Alliierten also, nicht nur auf Augenhöhe mit den Griechen, sondern sind auch von genau denselben Wertvorstellungen geleitet. Sie könnten ebenso gut auf der anderen Seite stehen. Wie sie mit den Griechen ohne Dolmetscher verkehren, so sind sie ihnen überhaupt zum Verwechseln ähnlich. Der Grieche Diomedes und der Lykier Glaukos beendeten ihren noch gar nicht richtig begonnenen Zweikampf sofort, als sie feststellten, dass ihre Väter Gastfreunde waren. Der größte Sympathieträger unter allen Helden ist sogar der Trojaner Hektor, der als liebevoller Familienvater und patriotischer Krieger geradezu einen Menschen von spezifisch menschlicher Tragik verkörpert.

Die Feinde in der *Ilias* waren also buchstäblich gleichwertig. Sie waren keine Barbaren im markanten Sinne (und nur um konkret die sprachliche Differenz zu markieren, werden einige von ihnen, die Karer, als *barbaróphōnoi* bezeichnet). Man könnte sie auch unter dem von DIETER TIMPE verwendeten Konzept „der Barbar als Nachbar“ subsumieren. Insofern handelte es sich hier zwar um einen Krieg, aber gleichsam um einen integrativen Konflikt.

Zwar eine *contradictio in adiecto*, ist dieser Sachverhalt bemerkenswert und folgenreich, sowohl für die allgemenhistorische als auch für die literarische Entwicklung. Er ermöglichte es nämlich von Anfang an, die Nichtgriechen als prinzipiell Ebenbürtige in den griechischen Vergangenheitsraum einzubeziehen. Dies wurde, besonders in und seit der Nosten-Epik, also in den Geschichten von den Heimfahrten der Helden im Typus der *Odyssee*, noch erweitert durch Überlieferungen davon, wie griechische Krieger im fernen Land Nachkommen zeugten, so dass die Griechen schließlich auch die sie umgebenden Völker und Stämme in ihre eigene Geschichte als doch irgendwie Nahestehende integrieren konnten.

In Hesiods *Theogonie* erscheint ein gewisser Latinos als Sohn des Odysseus und der Kirke, und wohl nicht zuletzt wegen solcher Zusammenhänge konnte der Platon-Schüler HERAKLEIDES PONTICUS schon im 4. Jahrhundert Rom als *pólis hellénis* bezeichnen. Eine noch größere Karriere war allerdings der Sage von den flüchtigen Trojanern beschieden, die nun neben den heimkehrenden Griechen für Verbreitung und Verwandtschaft sorgten – und damit parallel mit der Ausweitung des realen Erfahrungshorizontes der Griechen für die Erweiterung ihres Vergangenheitsraums. Hier kommen nun die Römer ins Spiel, ganz faktisch, aber auch und vor allem literarisch, in VERGILS *Aeneis*. Künstlerisch in der Tradition HOMERS stehend, bildete diese einen fundierenden Text der römischen Kultur. Das ‚Nationalepos‘ der Römer ist insofern auch in der griechischen Literatur verortet – und das ist wohl der treffendste Beweis für die römische Orientierung an der griechischen Zivilisation, die HORAZ mit dem bekannten *Graecia capta ferum victorem cepit et artes / intulit agresti Latio* so plastisch markiert hat.

Die neue, ihrerseits dergestalt hellenisierte und dann sehr stabile Prestige- und Siegerkultur trug nun das an sich griechische Narrativ vom Kampf um Troia auf Lateinisch und in verdünnten Versionen weiter, so auch über die Alpen hinweg, nach West- und Mitteleuropa. Wie die Römer wollten auch andere Abkömmlinge von Troiaflüchtlingen sein und damit ganz in deren Nähe stehen. Dieses Bestreben verband sich zwanglos mit dem Prozess der Romanisierung, es verlieh ihm gleichsam sein intentionalgeschichtliches Gesicht. So führten sich gallische Stämme, gerade solche, die eng mit den Römern verbunden waren wie die Arverner und die Häduer, ebenfalls auf eine trojanische Herkunft zurück.

Vollends im Mittelalter ergab sich daraus gar ein *Troicum delirium*, wie es der niederländische Humanist und Xantener Domkanoniker STEPHANUS VENANDIUS PIGHIUS nannte. Denn erst er wies nach, dass die antiken Xantener nicht *Troianenses* waren (wie man schon lange behauptete), sondern aus der *Colonia Ulpia Traiana* stammten. Aber das war bei weitem kein Einzelfall. Ganze Völker, wie Franzosen und Briten, und Dynas-

ten, wie die Habsburger, führten sich auf Troia zurück, und dies hängt gewiss mit dem Bezug auf Rom zusammen, der schon die merowingischen Könige Anspruch auf trojanische Herkunft erheben ließ. Das kulminierte erst richtig im späten Mittelalter, als sich jenseits des Imperiums, wie GERT MELVILLE zeigen konnte, die großen Monarchien in Frankreich und auf der Insel auch eine adäquate, sozusagen die Ebenbürtigkeit mit dem Reich betonende Geschichte bemühten.

Interessanterweise wurden, auf der Grundlage ritterlichen Elitebewusstseins, das gerade hierbei ebenfalls eine wesentliche Rolle spielte, auch an sich ferner Stehende mit einbezogen, so auch die Türken. Schon seit dem 7. Jahrhundert galt ihr Vorfahr TORQUOTUS (wenn auch nur unter ganz wenigen gelehrten Eingeweihten) als Sohn des Priamos, und zu Beginn des 13. Jahrhunderts bezeichnete RIGORD, der Biograph PHILIPPS II. von Frankreich, TURCHUS und FRANCIO als Enkel des Priamos, Türken und Franzosen waren also Vettern. Schließlich konnte man *Teucris* und *Turcis*, Teukrer und Türken geradezu gleichsetzen.

Diese an sich westlich-römische Figur, ein mehrfach gebrochenes, aber als solches klar erkennbares Derivat der alten griechischen Meistererzählung vom Kampf um Troia, war als solche auch und gerade in der Renaissance ganz verbreitet. Noch im 16. Jahrhundert war sie MICHEL DE MONTAIGNE geläufig. Sie verbreitete sich deshalb auch im Osten, gleichsam als Heimkehrer, wo der pro-osmanische und zugleich an den klassischen Geschichtsschreibern, vor allem THUKYDIDES und ARRIAN, geschulte Historiker MICHAEL KRITOPULOS (KRITOBULOS) von Imbros ein entsprechendes Selbst- und Fremdverständnis sogar den Türken, genauer ihrem Herrscher zuschreibt, übrigens ohne dafür irgendein *fundamentum in re* zu haben. Er lässt MEHMED, den Eroberer Konstantinopels (dem er übrigens sein Geschichtswerk gewidmet hat), während eines Feldzugs auf dem Gebiet Troias sagen: „Mich hat Gott während all der vielen Jahresumläufe als Rächer dieser Stadt und ihrer Bewohner aufbewahrt. Denn ich habe ihre Feinde unterworfen, deren Städte zerstört und deren Hab und Gut ... geplündert. Griechen waren es nämlich, Makedonen, Thessalier und Peloponnesier, die diese

Stadt einst zerstört haben, deren Nachfahren jetzt nach so vielen Jahresläufen von mir für den Frevel bestraft wurden, den sie an uns Asiaten damals und später noch oftmals begangen haben“ (Übersetzung D. R. REINSCH).

Dies ist allerdings so ziemlich das späteste Zeugnis für diese eher integrative Konfliktfigur. Wie wir gleich sehen werden, schob sich zwischen Westler und Osmanen, Europäer und Türken gerade in jener Zeit ein ganz anderes Narrativ der Griechen. Die Geschichte Troias selbst blieb freilich dank der *Ilias* im Gedächtnis Europas. Ja, als sich dieses definitiv formierte, seit der Renaissance, ist diese überhaupt wieder als griechisches und auf Griechisch gelesenes und von den bedeutendsten Künstlern in die verschiedenen Sprachen übersetztes Werk vor die Augen des römisch-lateinisch geprägten Westens getreten. Erneut wurde das Epos (zusammen mit den ihm verwandten Texten) Gegenstand philologischer Analyse wie künstlerischer Imitation und Rezeption. Im Rahmen dieser gelehrt-ästhetischen Anstrengungen und im Geiste eines wachsenden wissenschaftlichen Empirismus wollte man auch zum historischen Kern vorstoßen und damit den Platz des Geschehens selbst, das antike Troia bzw. Ilion, konkret finden und aufsuchen. Zusammen mit der Entwicklung zünftiger Wissenschaften, der Philologie, Geschichte und schließlich der Grabungsarchäologie, führte das zu SCHLIEMANN und der Troiagrabung. Mit dieser fand das Narrativ gleichsam auch einen Ort, der konsequenterweise ein europäischer *lieu de mémoire* wurde. Als solcher entfaltet er seine eigentliche, auch heute noch in verschiedenen Debatten greifbare Kraft. Die hier ganz „heiße Erinnerung“ beruht aber nicht allein auf dem Ort selbst und der mit ihm verbundenen Faszination der Ursprungssuche, sondern letztlich auf der griechischen Meistererzählung, die in der *Ilias* und der *Odyssee* und deren verschiedenen variierenden Umarbeitungen durch alle Zeiten hinweg ihr Feuer bewahrte.

Waren die Trojaner noch gleichsam der Feind als Partner, so waren die großen Gegner des beginnenden 5. Jahrhunderts, die die Unabhängigkeit einiger griechischer Gemeinden bedrohten, ein echter Feind – jedenfalls in der Deutung

des Geschehens der Perserkriege, schon von Anfang an, bei den Zeitgenossen. Abgesehen davon, dass diese ihre Helden sofort auf vielfältige Weise, nicht zuletzt literarisch-ästhetisch, auf eine Ebene mit den Troiakämpfern stellten (ein in sich schon interessantes und charakteristisches Phänomen), wurde der Krieg selbst als ein globaler und zugleich grundsätzlicher Konflikt aufgefasst und interpretiert. Es war nicht nur um Notwehr angesichts der erdrückenden Kraft einer Weltmacht gegangen, sondern auch und gerade um einen prinzipiellen und säkularen Kampf zwischen Freiheit und Despotie, Ordnung und Chaos, Kleinheit und Masse, Schlichtheit und Pomp. Da dieser Kampf zugleich die Welt und die Menschheit spaltete, konnte man ihn auch geographisch verorten, nach den Kategorien der sich gerade entwickelnden wissenschaftlich-philosophischen Erdkunde, als einen Konflikt zwischen Europa und Asien und damit auch zwischen Westen und Osten.

Das ließ sich vielfach variieren und vor allem auch auf ältere Ereignisse übertragen bzw. rückprojizieren. So konnte der Kampf um Troia ein älteres Element in einer Serie entsprechender Konflikte zwischen Hellenen und Barbaren werden, wie schon HERODOTS Proömium lehrt. Zugleich ließ sich diese Geschichte, ein neues Narrativ, weiter fortschreiben und ausspinnen, mit immer neuen Akzentuierungen, aber mit denselben Koordinaten. Damit hatten die Griechen zugleich ihre definitive Identität gefunden. Sie waren ein Volk von Freien; Grieche sein hieß frei sein. Und von ihnen abgegrenzt im Sinne strikter Alterität wurden das Barbarische und die Barbaren, denen später Aristoteles sogar die Unterwürfigkeit, das Sklavische als natürliche Eigenschaft zuschrieb. Den Göttern dankten Griechen hinfort, dass sie Männer und nicht Frauen, Freie und nicht Sklaven, Hellenen und nicht Barbaren geworden waren.

Besondere Vorkämpfer der griechischen Freiheit waren dann die Athener, die sich in Wirklichkeit gerade in der Zeit, als sie dieses Image entwickelten, als die größten Unterdrücker von Griechen betätigten. Aber das Faktische spielt bei solchen Narrativen ohnehin eher eine untergeordnete Rolle. Sie entwickeln ihre eigene

Logik, und am Beispiel der athenischen Selbstdarstellung – NICOLE LORAUX sprach treffend von der *invention d'Athènes* – lässt sich das alles wunderbar studieren. Auch ein THUKYDIDES war gegenüber solchen Mythen und Legenden machtlos, die intentionale Geschichte war die geglaubte Geschichte. Ihre *stories* lachten die Menschen von Bildern und Reliefs an, mit ihnen waren sie im Theater und beim Redewettstreit konfrontiert, sie wurden sogar nachgespielt, gesungen und getanzt, im Dithyrambos und im Chorlied – kurzum, sie waren allgegenwärtig und quicklebendig.

So konnten sie auch Karriere machen, auf eindrucksvolle Weise. Die Erzählungen vom ewigen Kämpfen der Hellenen und Barbaren bildeten fortan, gleichsam zurück verlängert mindestens bis zu dem nun auch in dieser Hinsicht archetypischen Kampf um Troia, für die Griechen die Achse ihrer Geschichte, hinter der sogar entsprechende Kämpfe von Göttern standen, wie etwa die Gigantomachie. Das wird ganz deutlich erkennbar in der hellenistischen Epoche, als sich beispielsweise die Attaliden von Pergamon mit ihrem Kampf für die Freiheit der Griechen und für die Zivilisation gegen die Anmaßung und Brutalität der barbarischen Kelten in eine Linie mit den Athenern stellten (und den Griechen und uns damit auch wunderbare Kunstwerke bescherten).

Nach dem, was wir über den Anschluss der Römer an die intentionale Geschichte der Griechen und damit an deren grundlegende Erzählungen und Konzepte gehört haben, wundert es nicht, auch römische Kaiser als Vorkämpfer von Freiheit und Zivilisation gegen barbarische Willkür und Wildheit kämpfen zu sehen, die im übrigen auch immer im Osten beheimatet waren: den Machthaber OCTAVIAN gegen die ägyptische Hexe KLEOPATRA, den Kinderkaiser GORDIAN III. gegen den neuen Großkönig SCHA-PUR, den christlichen Kaiser IUSTINIAN, dessen Monumentalstatue in Konstantinopel mit dem Kreuzglobus in der Linken die Rechte schützend-abwehrend nach Osten richtete, gegen das immer noch und immer wieder bedrohliche Reich der Perser und noch darüber hinaus gegen den barbarischen Feind in jenen orientalischen Zonen – bis

MEHMED nach der Eroberung von Konstantinopel das Standbild einschmelzen ließ.

Genau dieses Ereignis bezeichnet aber nicht nur einen symbolischen Wendepunkt. War die griechisch-römische Gegensatzfigur von Freiheit vs. Despotismus, Zivilisation vs. Barbarei, Okzident vs. Orient in Europa fast verloren gegangen, so stand sie gerade jetzt wieder auf, wieder in einer charakteristischen Mischung, ästhetisch-intellektuell und politisch zugleich. Der Humanist ENEA SILVIO PICCOLOMINI suchte die Welt nach den Koordinaten der Griechen zu sortieren, definierte in seiner *Cosmographia* Europa und Asien in Anlehnung an sie – und musste die Katastrophe von Konstantinopel erleben, die er mit den Worten quittierte: „Noch nie haben wir eine Stadt oder Festung wie diese verloren“. Als Papst PIUS II. (1458-1464) suchte er das rückgängig zu machen und griff nun auf eigene und andere Recherchen in alten Texten zurück, verband das Politische mit dem Geistigen und machte damit die alte Geschichte vom Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren gewissermaßen scharf zur Propagierung eines neuen Kreuzzuges gegen das Osmanenreich. Der Appell an den christlichen Glauben schien nicht mehr zu genügen, hinzu treten musste der Kampf für die *civilitas* des antikisierenden Westens gegen die barbarische Rohheit – eine wahrhaft „apotropäische Identitätsstiftung“ Europas, wie JOHANNES HELMRATH das genannt hat.

Damit das funktionierte, rückte man – und man glaubte sich damit im Recht, auf der sicheren Seite der Historie und Quellensuche – die Türken in die Nähe der Skythen, dieser exemplarischen Barbaren der Antike, sah in ihnen deren Nachkommen und Verwandte, Leute gleicher Sitte und Sprache, ganz andere Menschen als die, denen man sich selber zurechnete. Es handelte sich um eine *gens truculenta et ignominiosa*, wie es NICOLA SAGUNDINO, ein Grieche aus Euboia und Mitarbeiter PICCOLOMINIS, formulierte. Dieser Diskurs der Alterität setzte sich allmählich gegen den Identitätsdiskurs der gemeinsamen Troia-Deszendenz durch. Bei ERASMUS VON ROTTERDAM wird die antike Redewendung *Scythia malus* damit erklärt, das sei so zu verstehen, „wie wir heute einen grausamen Menschen Türken und eine

ruchlose Tat türkisch nennen“ (*quemadmodum hodie crudelem hominem appellamus Turcam, et immane facinus Turcicum*).

Dass sich diese exkludierende Figur und damit die Perserkriegsvariante aus dem narrativen Reservoir der Griechen gegenüber, ja vor der Troiaversion durchsetzte und behauptete, hing mit der weiteren politisch-militärischen Entwicklung zusammen: Der von PIUS II. propagierte Kreuzzug kam zwar nicht zustande – von tödlicher Krankheit gezeichnet, soll er noch die versammelte Flotte in Ancona gesehen haben (er starb am 15.8.1464) und PINTURICCHIOS Fresco in der Piccolomini-Bibliothek des Doms von Siena zeigt ihn angesichts des Eintreffens der venezianischen Schiffe. Aber die Konflikte zwischen europäischen Mächten, vor allem Habsburg nebst Venedig, mit dem Türkischen Reich begann erst jetzt richtig, mit der Unterwerfung der Balkanhalbinsel durch die Osmanen, dem Kampf um Ungarn, der Attacke auf Wien, dem Ringen im Mittelmeergebiet mit der ersten Wende im Jahre 1571 bei Lepanto bis hin zu dem großen *rollback* in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und zu Prinz EUGEN, dem „edlen Ritter“. Eine ganze Serie von Türkenkriegen prägte die europäische Erfahrung, und man konnte sie immer nach denselben Koordinaten bestimmen, die schon Piccolomini im Anschluss an die Antike nachgezeichnet hatte.

Damit konnte sich das Narrativ von diesem Zivilisationskampf erweitern zu der antithetischen Erinnerungsfigur eines West-Ost-Gegensatzes, den man dann von den konkreten Konflikten lösen und wiederum – ähnlich den Griechen mit ihrer alten Perserkriegsdeutung – zu einem Prinzip für die Einteilung der Welt und ihre Bewertung machen konnte. So konstruierte MONTESQUIEU in einem der „fundierenden Texte“ der europäisch-westlichen Verfassungsordnung, im *Esprit des lois*, einen orientalischen Despotismus. Mit diesen und vergleichbaren Konstellationen hat man immer wieder gedeutet und argumentiert, historisch-politisch und metaphysisch.

Die Griechen der Perserkriege wurden so zu den Vorkämpfern Europas, mit dem West-Ost-Gegensatz ließen sich andere Diskrepanzen verbinden, die *mission civilisatrice* des Kolonialismus

gegenüber den ‚Primitiven‘ und Rückständigen, gefördert durch eine spezifische Form eines ästhetisch-intellektuellen „Orientalismus“ (EDWARD SAID), den Kampf der Ententemächte gegen die Hunnen aus Mitteleuropa, den Kalten Krieg der NATO gegen den Sowjetkommunismus, den *clash of civilizations* zwischen dem Westen und dem Islam (nebst China gleich dazu). Linien lassen sich ziehen bis hin zu SAMUEL HUNTINGTON und anderen politischen Denkern der Gegenwart, die durchaus einiges Gewicht haben – und übrigens auch zu HERMANN GÖRING, der in seiner berühmten Thermopylenrede am 30. Januar 1943 angesichts der Katastrophe von Stalingrad ausgerechnet die Nazitruppen zum „Bollwerk“ der europäischen Zivilisation gegenüber den bolschewistischen Horden Asiens machte. Vieles war und ist hier möglich; Hauptsache, man konnte den Anderen klar als entgegengesetzt, exklusiv Anderen definieren und dabei häufig, ja in aller Regel, in bestimmter Weise herabwürdigen.

Man mag dazu stehen, wie man will, es handelt sich um historische Sachverhalte von ganz erheblicher Bedeutung, um höchst wirksame Diskurse, die da aus den alten Erzählungen heraus entwickelt wurden, vielfältig verschlungen und verdreht, aber immer noch nachvollziehbar. Ihre Kraft zur Orientierung zogen sie bzw. ihre Vertreter gerade aus der Kultur, der Bildung und der Tradition. So kamen sie auch im politisch-realen Geschäft zur Geltung, so wie dieses sie – in Wechselwirkung – anscheinend immer wieder bekräftigte und verstärkte. Diese ganz wesentlichen Zusammenhänge verdeutlichen, wie untrennbar Mythos und Geschichte verbunden sind. Geboten werden dabei – auch das ist charakteristisch – ganz verschiedene Versionen und Optionen, sogar widersprüchliche. Wir könnten uns theoretisch für eine entscheiden, die freundlich-integrative oder die aggressiv-antithetische, und diese als unsere Geschichte nehmen. Damit kämen wir aber aus dem Teufelskreis nicht heraus.

Was das Gedankenexperiment des Zusammenbringens von Mythos und Geschichte lehren kann, ist gerade, dass in diesem Bereich große Vielfalt herrscht und dass Kunst und Geist mit Macht und Interesse mannigfache und vielgestaltige Verbindungen eingehen, jederzeit und

immer wieder. Auch das ist ein historischer und empirisch abgesicherter Sachverhalt. Damit wird aber gerade deutlich, und das verdient höchste Beachtung, dass das Argument der Geschichte nicht in eine ganz bestimmte Richtung lenken muss. Es gibt nichts wirklich Zwingendes, das man aus der Geschichte ableiten kann, auch wenn man sie mit dem Mythos zusammennimmt. Wenn man einen Schluss ziehen kann, dann vor allem den, dass es immer auch eine andere Version gibt, dass das *audiatur et altera pars* auch hier gelten kann und dass gerade die Suche nach dem Verborgenen und Versteckten (im Rahmen eines Blicks aufs Ganze) Erhellung, buchstäblich Aufklärung verspricht. Damit bietet sich zugleich die Chance, deutliche Linien zwischen Mythos und Geschichte zu ziehen, vielleicht sogar einen festen Platz zu finden, von dem aus sich das Konglomerat von Mythos und Geschichte aushebeln lässt, oder wenigstens eine Ahnung davon zu

bekommen, wo man den Punkt suchen muss, wieder und wieder, und nicht zuletzt in der kritischen Beschäftigung mit dem Altertum und seinen wunderbaren Geschichten.

Anmerkung:

- 1) Der Vortragscharakter ist beibehalten. Für Nachweise und weitere Informationen s. vor allem meine Beiträge: Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen, in: G. Melville / K.-S. Rehberg (Hrsg.), Gründungsmythen, Genealogien, Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, Köln u. a. 2003, 21-36 und (gemeinsam mit J. Cobet) Warum um Troja immer wieder streiten? in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 2002, 290-325.
- 2) Zufall und Vernunft in der Geschichte, Tübingen 1985, 14.

HANS-JOACHIM GEHRKE, Berlin

Grußwort des DAV-Vorsitzenden zur Verleihung des Humanismus-Preises 2010

Sehr verehrte Frau MARON, liebe Frau Dr. MEYER-GOSAU, sehr verehrter Herr Rektor SCHIEWER, sehr geehrter Herr Kollege ENGLER, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr verehrte Damen und Herren!

Es gibt Dinge, die werden schneller zu einer Tradition, als man vermutet hätte. Und es gibt Traditionen, auf die man nicht mehr verzichten möchte, gerade weil sie trotz der unvermeidbaren Wiederholung außergewöhnlich bleiben. Hierzu zählt ohne Frage der Humanismus-Preis, den wir in diesem Jahr nun schon zum siebten Mal verleihen. Die Liste der bisherigen Preisträgerinnen und Preisträger liest sich wie ein *Who is Who* internationaler Politik und Publizistik. Den Anfang machte im Jahr 1998 RICHARD VON WEIZSÄCKER mit dem Laudator MANFRED ROMMEL, 2000 folgte ROMAN HERZOG, der vom Berliner Theologen RICHARD SCHRÖDER gelobt wurde. Zwei Jahre später wurde ALFRED GROSSER ausgezeichnet, GESINE SCHWAN war die Laudatrix. 2004 hieß der Preisträger WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI, KARL KARDINAL LEHMANN sprach die Laudatio. In München im Jahr 2006 wurde dann erstmals

mit JUTTA LIMBACH eine Frau ausgezeichnet, die bekannte Journalistin PETRA GERSTER übernahm den Lobpreis. Beim letzten Kongress hatten wir die Ehre, LEOLUCA ORLANDO auszeichnen zu dürfen mit dem ehemaligen Bundesinnenminister GERHART BAUM als Laudator an seiner Seite. Der siebte Humanismus-Preis geht einen neuen Weg: Erstmals ehren wir mit MONIKA MARON keine Politikerin, sondern eine Schriftstellerin, eine äußerst bedeutende zumal, die aus dem deutschen Literaturbetrieb nicht wegzudenken ist. Gleichzeitig bin ich sehr froh, dass wir für die Laudatio eine der renommiertesten deutschen Literaturkritikerinnen gewinnen konnten, nämlich Frau Dr. FRAUKE MEYER-GOSAU. In diesem Zusammenhang gilt mein besonderer Dank dem **Bildhauer WOLF SPITZER**, der auch diesmal den Preis in seiner materialisierten Form erschaffen hat (eine ERASMUS-Büste). Schließlich möchte ich mich bei zwei Stiftungen bedanken, die uns bei der Durchführung des Preises großzügig finanziell unterstützt haben; zum einen bei der „Stiftung Humanismus heute“, deren Geschäftsführer Herr Minister a. D. Prof. HELMUT ENGLER ich ganz

besonders danken möchte, und der Hamburger Stiftung **WARBURG-MELCHIOR-OLEARIUS**.

Mit dem Humanismus-Preis verfolgen wir einen hohen Anspruch, obwohl es mit dem Humanismus nun ja so einfach nicht ist: Nicht jeder selbsternannte Humanist ist wirklich eine Zierde für den Humanismus; ich erinnere nur an **ERICH HONECKER**, der sich überraschenderweise ja auch für einen Humanisten hielt, einen sozialistischen freilich mit entsprechendem Erfolg. Und selbst Gelehrte, die es eigentlich genau wissen müssten, sind bisweilen ratlos, wenn wir etwa an den berühmten Pädagogen **EDUARD SPRAN-GER** denken, der im hohen Alter zerknirscht bemerkte: „Je älter ich werde, desto weniger weiß ich, was Humanismus ist.“ Ich will nun aber nicht mit der deprimierenden Aporie diese Preisverleihung eröffnen, ganz im Gegenteil: Wir sehen uns mit diesem Preis in der Humboldtschen Tradition allgemeiner Menschenbildung, der harmonischen Entfaltung eines selbstständigen, selbsttätigen und selbstverantwortlichen Individuums, und zwar in einer Verbindung aus sprachlicher, ästhetischer, historischer und naturwissenschaftlich-

mathematischer Bildung, zu der Sprache und Kultur der griechisch-römischen Antike ihren ganz spezifischen Beitrag leisten. Insofern ergibt sich daraus ganz konsequent der Grundgedanke dieses Preises: Er geht zurück auf das in der Antike entwickelte Ideal der Verknüpfung einer breiten geistigen Bildung mit dem aktiven Eintreten für das Gemeinwohl, das auch für Humboldt zentral war. Die regelmäßige Verleihung des Humanismus-Preises soll immer neuen Anreiz zur Diskussion darüber bieten, welche geistigen Aufgaben der heutigen Zeit gestellt sind und wie eine zukunftsfähige Bildung gestaltet sein muss. Ohne der Laudatio vorgreifen zu wollen, bin ich sicher, dass wir mit der Preisträgerin **Monika Maron** eben diese Ansprüche erfüllen, weil sie sich im Rahmen ihres literarischen Schaffens aktiv für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte eingesetzt hat und sich auch nach wie vor einsetzen wird.

STEFAN KIPF
Vorsitzender des
Deutschen Altphilologenverbandes

Das Maron'sche Gesetz

Laudatio zum Humanismus-Preis für **Monika Maron**, Freiburg, 8. April 2010

Wenn Sie mich mitten in der Nacht wecken und verlangen würden, Ihnen die drei altgriechischen Vokabeln zu nennen, die zuoberst in meinem Kopf liegen, so wären es folgende: θαυμάζω – ich staune, ich wundere mich, auch: ich bewundere; ὁ θυμός – in der Bedeutungsfolge, die das schulische Unterrichtswerk „**ΒΑΣΙΣ**“ weiland zu lernen aufgab: Mut, Zorn, Wut, Wille, Gemüt; und schließlich καλοκάγαθία, in etwas verkanteter Übersetzung: die Gut-Schönheit oder auch Schön-Gutheit, das sittlich Gute also, das seinen ästhetischen Ausdruck in einer ihm gemäßen Schönheit findet. Wie diese unterschiedlichen Zustände einer Person noch im zufälligsten Alltagsereignis anwesend sein können, zeigt eine kleine Szene; sie könnte unter der harmlos erscheinenden Überschrift „Eine Hunde-Begegnung“ stehen oder auch, schon nicht mehr ganz so harmlos, „Wie eine Kritikerin einmal eine Autorin traf“.

Stellen wir uns einen Mai-Nachmittag zu Beginn dieses Jahrtausends vor. Zwei Menschen, die gerade im Berliner Stadtteil **Schöneberg** eine Wohnung gemietet haben, wollen diese vor dem Einzug noch einmal in Ruhe besichtigen und entsteigen mitsamt einem kleinen, aus Slowenien gebürtigen Findelhund ihrem Auto; sie überqueren die Straße. Plötzlich sehen sie, wie um die Hausecke ein großes, schwarzes, Riesenschnauzer-artiges Wesen sich nähert. Da der Findelhund sich zwar normalerweise bemüht, Anmut und Würde zu bewahren, beim Zusammentreffen mit anderen Hündinnen jedoch leider zu extremeren Verhaltensweisen neigt, besteht Grund zur Sorge. Die Hundebesitzerinnen geraten folglich ihrerseits in Exaltation: Wo ist der zum Schwarzen Riesen gehörige Mensch? „Hallo!“, rufen sie. „Hallo! Ist das eine Hündin?!“ Kein Mensch

zu sehen, der die Frage beantworten könnte. Schon beginnen die Hunde, mit gesträubtem Nackenhaar aufeinander zuzuschleichen, immer heftiger knurrend legen sie mit ihren Körpern aufeinander an. Gleich wird es soweit sein: Sie werden sich ineinander verkeilen, Haare und Hautfetzen werden fliegen, man muss sich auf das Äußerste gefasst machen. Die Findelhundbesitzerin zerrt an der dünnen Leine, hilfloses Schreien: „Aus! Aus!“ Da biegt gemächlich eine Dame im langen Mantel um die Ecke. „Was ist denn hier los?“, sagt sie. Und ruft: „Bruno!“ Und fügt hinzu: „Der tut nichts. Aber wenn Sie Ihren an der Leine haben, kein Wunder.“ Die Hunde werden getrennt, man japst. „Komm, Bruno“, sagt die Dame ruhig. „wir gehen.“ Und schwebt davon. „Moment mal“, murmelt da die Findelhundbesitzerin, leicht hyperventilierend. „Moment!“ Sie eilt der Davonschreitenden nach. „Sie sind doch – MONIKA MARON?“ „Ja?“ „Ich bin FRAUKE MEYER-GOSAU.“ „Das ist ja nett“, sagt Frau Maron. „Dann sind wir jetzt wohl Nachbarinnen.“

Großes Staunen – θαυμάζω. Auch an θυμός in Gestalt von „Mut, Zorn, Wut, Wille“, schließlich sogar „Gemüt“, fehlte es auf dem Hundekampflplatz nicht. Nur die καλοκάγαθία, wo war die geblieben? Sie war alldem jedenfalls vorausgegangen. Denn natürlich kannte die Kritikerin die Autorin (von dem schwarzen Hund war literarisch noch nicht die Rede gewesen), und womöglich erinnerte sich auch die Autorin entfernt, dass die Kritikerin einmal über eines ihrer Bücher geschrieben hatte, lobend, notabene. So war es also das Gut-Schöne ihrer Romane gewesen, das hier eine Beziehung gestiftet hatte, bevor noch eine leibhaftige Begegnung stattfinden können. Und am Schön-Guten ihres Werks, für das Monika Maron heute Abend den Humanismus-Preis erhält, sollte die Beziehung sich im Folgenden auch entwickeln: getragen von staunender Bewunderung meinerseits, unter verschiedensten Regungen des θυμός, bewegt aber immer wieder von der καλοκάγαθία, die auch literarische Werke, wenn sie denn so gelungen sind wie diese, auszustrahlen vermögen.

Denn natürlich erhält Monika Maron den Humanismus-Preis nicht dafür, dass einmal in

ihrem frühen Roman „Die Überläuferin“ – und zwar in einer Kneipenszene, mit unüberhörbar ironischem Beiklang – jene berühmte HORAZ-Ode zitiert wird, in der der Dichter über seine eigenen Werke sagt: „*Exegi monumentum aere perennius*“ – „Ausgeführt habe ich ein Denkmal, ewiger als Erz“. Und auch dafür nicht, dass im Roman „Stille Zeile sechs“ in jener ostberliner Kneipe „Nichtlateiner“ von „Lateinern“ geschieden werden, deren Letztere bevorzugte Behandlung genießen, schlicht, weil sie den unterhaltsameren Teil der Kneipenbesetzung bilden. Die „Lateiner“ nehmen für die „*vita contemplativa*“, mehr noch: für eine „*vita vita contemplatissima*“ Partei und teilen beiläufig mit: „*corpus nos veritatem cognoscere docet*“ (die Übersetzung, pragmatisch verknüpft, liefern sie im selben Atemzug). Auch, dass die Autorin ihrem hoch gelobten Roman „*Animal triste*“ gleich einen lateinischen Titel gab und 1992 in der zentralen Passage ihrer Dankrede für den KLEIST-Preis dessen Namenspatron ausgerechnet mit einem Zitat vorführte, in dem eine Frau wegen ihres Mangels an Altgriechisch-Kenntnissen die affektierte Herablassung des 23-Jährigen erfährt, auch dies kann kaum der Grund für die Vergabe dieses Preises sein – es geht hier vielmehr, humanistischem Denken entsprechend, um eine Haltung.

„Gestern abend“, hatte HEINRICH VON KLEIST im August des Jahres 1800 an seine Verlobte WILHELMINE VON ZENGE geschrieben, „ging ich in das berühmte Panorama der Stadt Rom“; nach ein paar weiteren Sätzen über dessen Wesen und Erscheinung setzte er in Klammern hinzu: „Panorama ist ein griechisches Wort. Für Dich ist es wohl weiter nichts, als ein unverständlicher Klang. Indessen damit Du Dir doch etwas dabei denken kannst, so will ich es Dir, nach Maßgabe Deiner Begreifungskraft, erklären.“ Monika Maron zieht daraus eine persönliche Schlussfolgerung, die sich durchaus wie ein Programm lesen lässt: „Selbst wenn ich die der Wendung innewohnende Kränkung hervorkehrte“, heißt es in ihrer Rede aus dem Jahr 1993, „und sagte: nach Maßgabe deiner Beschränktheit, provozierte sie in mir zunehmend das mutwillige Bekenntnis: wie sonst, als nach Maßgabe

meiner Begreifungskraft, nach Maßgabe meiner Beschränktheit.“

Nicht nur lernen wir aus diesem Wortwechsel, wie ein humanistisch Gebildeter – Kleist also – zutiefst nicht verstanden hat, wie ein Humanist mit seinem privilegierten Wissen umgehen sollte. Wir sehen hier überdies zwei Grundelemente der literarischen wie publizistischen Arbeit von Monika Maron in Aktion. Zum ersten, grundsätzlich und immer: Einschüchterung durch Autoritäten gilt nicht! Und zum zweiten: Indem sie sich die verächtliche Botschaft selbst zuzieht, sie in ihrer Wirkung an und auf sich selbst prüft, gelangt sie zu frappierenden, mitten ins Herz paternalistischer Finsternis zielenden Schlüssen. Ihre Maxime heißt, nicht nur im vorliegenden Fall: Ich gehe von mir selbst aus. Ich mache meine Voraussetzungen durchsichtig und sage Euch, was ich sehe – dann könnt Ihr Euch selbst ein Urteil bilden.

Eine zuinnerst demokratische Haltung liegt diesem Verfahren – das nicht nur ein Denk- und Schreib-, vielmehr ein komplexes Lebens-Verfahren ist – zugrunde: Was hier geschieht, heißt es, geschieht mir. Ich setze es mir auseinander, „nach Maßgabe meiner Begreifungskraft“. Ich durchleuchte es und ziehe meine Schlüsse daraus, die wiederum Handlungen zur Folge haben: *mea res agitur*, und das, was allgemein gesagt und getan wird, mache ich zu meiner eigenen Sache. Die Voraussetzungen hierfür sind: die Fähigkeit zu staunen, sich zu verwundern – θαυμάζω –, das unwiderstehliche Bedürfnis, sich in eine Situation mit allen Regungen und Sinnen einzulassen – θυμός –, sowie die Bereitschaft, Konsequenzen zu ziehen; liegt die Konsequenz, wie bei Monika Maron, vor allem auf dem Feld der Kunst, so kommt auf ebendiese Weise etwas Gutes-Wahres-Schönes zum Vorschein: καλοκάγαθία.

Eine solche Haltung hat, wenn sie gleichsam organisch, also alternativlos und im Einklang mit der gesamten Persönlichkeit gelebt wird, zumeist frühe Ursprünge. In Monika Marons Aufsatz „Heuchelei und Niedertracht“ von 1995 finden wir dafür einige Hinweise: „Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als in meiner Schule die Stunde der Kritik und Selbstkritik eingeführt wurde.

In jeder Woche musste ein Kind, das nach dem Alphabet an der Reihe war, zuerst sich selbst kritisieren und sich danach, unter Anleitung der Lehrerin, von allen Mitschülern kritisieren lassen. Schon Wochen vorher überlegte man, welche Schändlichkeit oder Schwäche man der zur Hatz aufgerufenen Klasse hinwerfen wollte, um seine wahren Blößen zu schützen. Bot man zu wenig, reizte man sie vielleicht; bot man zu viel, verloren sie jede Hemmung. Aber so oder so, am Ende weinte jedes Opfer, von dem sich in dieser Stunde alle anderen Kinder nur dadurch unterschieden, dass sie gerade nicht dran waren. Das war 1953, im tiefsten Stalinismus.“

Einem Kind, das sich einer solchen Erfahrung ausgesetzt sieht, bleiben zwei Verhaltensweisen übrig: Es kann sich ducken, sich womöglich die Häme zuziehen und widerstandslos, mithin auf die Dauer depressiv, das nächste von den Mächtigen inszenierte Manöver erwarten. Oder es kann den Willen fassen, sich solchen Manövern nicht länger wehrlos auszusetzen. Ein solches Kind – vorausgesetzt, es ist innerlich kräftig genug – lernt, sich zu wappnen. Es beginnt, genau hinzusehen, und: es wird hellhörig. Es will mit sich selbst nicht länger verfahren lassen wie mit einer Sache. Hier liegt der Ursprung eines kritischen – eines, im Wortsinne, sehenden wie unterscheidenden – Bewusstseins. Wir finden es als Ausgangspunkt von Monika Marons Essays, Reden und publizistischen Einwüfen. Da aber feinnerviges Hören und Sehen gleichermaßen am Beginn aller künstlerischen Arbeit stehen, finden wir sie als Grundlage und Voraussetzung einer unverwechselbaren Perspektive auf die Welt ebenso in ihrer literarischen Prosa.

Hinsehen, hinhören, das Gesehene und Gehörte in Sprache fassen – dies sind die Haupttätigkeiten der 30-jährigen Journalistin Josefa Nadler. Für die ostberliner Wochenzeitung, bei der sie als Reporterin arbeitet, reist sie nach Bitterfeld und findet dort „die schmutzigste Stadt Europas“. Eine Feststellung, die in der Zeitung natürlich nicht gedruckt werden kann, nicht jedenfalls in der DDR Ende der siebziger Jahre, wo auch die Autorin Monika Maron, 1941 in Berlin-Neukölln geboren, seit 1951 lebt. Sie hat nach dem Abitur ein Jahr lang als Fräserin in

einem Industriebetrieb gearbeitet, war Regieassistentin beim Fernsehen, hat Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte studiert und lernte ihr Schreib-Handwerk hernach sechs Jahre lang als Reporterin, zunächst bei der Frauenzeitschrift „Für Dich“, dann bei der „Wochenpost“ in Ost-Berlin. Nun, Ende der siebziger Jahre, hat sie ihren ersten Roman geschrieben, dessen Heldin – wie sie – eine Reporterin und alleinerziehende Mutter ist, und sowenig wie die Bitterfeld-Reportage der erfundenen Josefa Nadler kann auch dieses Buch in der DDR erscheinen; publiziert wird es 1981 im westdeutschen S. FISCHER Verlag.

Was im Westen als „das erste Umwelt-Buch der DDR“ wahrgenommen und gefeiert wurde, erzählt allerdings eine weit tiefer reichende Geschichte. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, der die Augen auf- und übergehen, deren gesamtes Leben ins Trudeln gerät, als sie mit ansehen muss, wie die Parteimaschinerie mit ihren Verhör- und Maßregelungs-Mechanismen sich gegen sie in Gang setzt, einzig, weil sie geschrieben hat und so auch veröffentlichen will, was sie sah und hörte – die vor niemandes Augen verborgene Wahrheit über den Umgang mit Menschen und Natur im „Ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden“.

Um ein „Umwelt-Buch“ handelt es sich hier also vor allem im übertragenen Sinne. Was, ist nämlich dessen eigentliche Frage, stellt ein Staat mit seinen Bürgern an, die ihm angeblich ihre „Befreiung“ verdanken, die er *de facto* aber unter eine Daseinsform zwingt, die ihnen buchstäblich die Luft zum Atmen nimmt? In einem während der Entstehungszeit des Romans „Flugasche“ verfassten Bericht an den Staatssicherheitsdienst über einen Aufenthalt in West-Berlin drückt Monika Maron exakt die Wahrnehmungen aus, die auch ihre Heldin Josefa umtreiben: „Ich empfand, um wie viel Möglichkeiten und Gefühle, die wir in uns haben, wir betrogen werden. Der Verzicht auf einen gewissen Wohlstand, auf Konsum und spanische Austern ist nichts und gar nichts im Vergleich zum Verzicht auf eine freiwillige Gemeinschaft, die lebendig ist in ihren Zielen und in ihrer Arbeit.“

Wir verwundern uns nicht, dass die Stasi es nach einem weiteren Bericht dieser Art für

geraten hielt, auf die Mitteilungen einer solchen Mitarbeiterin zu verzichten und im Gegenzug einen Vorgang über sie anzulegen. Auch erstaunt nicht, dass demokratischer Freigeist dieser Art sich auf dem Boden der DDR keinesfalls verbreiten sollte – nachdem noch ein Band mit Erzählungen, zwei Theaterstücke sowie der Roman „Die Überläuferin“ im Westen erschienen waren, verließ Monika Maron mit ihrem Sohn im Juni 1988 das Land, in dem ihr Stiefvater immerhin einmal Innenminister gewesen war; bis 1992 lebte sie in Hamburg.

„Um wie viel Möglichkeiten und Gefühle, die wir in uns haben, wir betrogen werden“, auch das schmerzliche Fehlen „eine(r) freiwillige(n) Gemeinschaft, die lebendig ist in ihren Zielen und in ihrer Arbeit“ – diese Lebensmängel der selbsternannten „sozialistischen Menschengemeinschaft“ blieben auch im Westen fürs erste noch ihr literarischer Gegenstand; nun freilich zugespitzt durch die explizite Frage nach dem Verhältnis von Täter und Opfer, genauer: durch die Frage danach, wie es sein kann, dass Menschen, die zu Opfern gemacht wurden, später selbst zu Tätern werden, ohne auch nur ein Gefühl für ihre Verantwortung und ihre Schuld zu entwickeln. „Muss der Handelnde schuldig werden, immer und immer?“, fragt Rosalind Polkowski, die Heldin des 1992 erschienenen Romans „Stille Zeile sechs“, mit einem Satz des Dichters und Räterepublikaners ERNST TOLLER. „Oder (muss er), wenn er nicht schuldig werden will, untergehen?“

Damit also, mit Monika Marons drittem Roman, sind wir ans Herz der Dinge gelangt, um die es dieser Autorin geht: ans Herz eines singulären Schreib- und Lebensprojekts. Im Zentrum stehen der reflektierende und handelnde Mensch und seine Verantwortung – eine Verantwortung, die er als Handelnder niemals nur für sich selbst trägt und die er erst recht annehmen muss, wenn er aufgrund seines Handelns schuldig geworden ist. Es frappiert nur auf den ersten Blick, dass in diesem Zusammenhang auch die Frage des Latein-Lernens zum Thema wird. Nicht das Erlernen von Vokabeln und Grammatik ist hier gemeint, „Latein“ ist vielmehr das Synonym für eine Bildung, die Welten öffnet – nicht: sie

verriegelt. Im Roman „Stille Zeile sechs“, einem Zentralgelenk und Wendepunkt im Romanwerk Monika Marons, konfrontiert Rosalind Polkowski den berühmten Alt-Genossen und einstigen Stasi-Kontrolleur der Humboldt-Universität, Herbert Beerenbaum, in einer Debatte ums Ganze: „Hirneigenschaft statt Leibeigenschaft, ihr Menschheitsbefreier. Leib wart ihr euch selbst genug, nur an Hirn hats gefehlt. Können Sie vielleicht Latein?“, schleudert Rosalind dem Apparatschik entgegen. „Sie können kein Latein, und darum haben Sie verboten, dass andere Latein lernen. Wer es schon konnte, musste ins Gefängnis, damit alle vergessen, dass es das gibt: Latein. Alles musste vergessen werden, damit nicht herauskam, was ihr alles nicht wusstet.“ Was auf diese Weise vergessen werden sollte – und von den Folgen dieser Absicht erzählt der Roman –, ist ein Bild vom Menschen, das dessen freiest mögliche Entfaltung verlangt, eines, das auf die Entwicklung und Vervollkommnung all seiner Fähigkeiten zielt.

Wenn Monika Maron sich in ihren folgenden Romanen – „*Animal triste*“, „Endmoränen“ und „Ach Glück“ – insbesondere mit der Liebe befasst, so erscheint dies nur konsequent: Erst hier, im engsten Zusammenhang, zeigt sich der ganze Mensch, richtiger: es zeigt sich, ob in der Beziehung ein ganzer oder lediglich ein partikular existierender Mensch anwesend ist, ob er noch ansprechbar ist und, selbst im fortschreitenden Alter, einer Entwicklung noch zugänglich; ob er also schließlich Freiheit, trotz aller physischen Einschränkungen, auch allen womöglich lähmenden Erfahrungen zum Trotz, tatsächlich noch leben will. Denn darauf läuft die Vorstellung vom „ganzen Menschen“ ja hinaus – dass dieser etwas will, das er mit anderen in ein Benehmen zu setzen hat: ein aufgeklärter $\theta\upsilon\mu\acute{o}\varsigma$ gewissermaßen, der gelernt hat, die Folgen seines Handelns zu bedenken, sich also nach ihnen und sich selbst befragen zu lassen – ohne doch je vom Ziel der freien Interaktion freier Individuen abzurücken.

Monika Maron, deren Romane, seit sie auch leiblich im Westen angekommen ist, diese Fragen immer persönlicher nehmen und sie im persönlichsten Beziehungs-Rahmen aus- und

weiterdenken, Monika Maron also ist auch persönlich bereit, die Folgen ihres außerliterarischen Engagements zu tragen. Wenn der Humanismus-Preis ihr heute für ihr „Eintreten für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte“ verliehen wird, dann ehrt diese Auszeichnung zum einen ihre Romanfiguren, die dies in musterhafter Weise, nämlich mit allen Irritationen, Ängsten, Verlusten und Blessuren, aber auch mit aller Tapferkeit im imaginären Raum der literarischen Phantasie vorleben. Sie ehrt jedoch neben der Erfinderin literarischer Gestalten, denen die Welt so wenig schenkt wie sie dieser, auch die streitbare Bewohnerin unseres fürs Extreme so anfälligen, intellektuell also leicht zur Bequemlichkeit neigenden Gemeinwesens. „Wer unter Unfreiheit nicht leidet, weil er sich nach Freiheit nicht sehnt“, sagte sie vor einem knappen Jahr im „Spiegel“-Interview, „der konnte sich irgendwie einrichten.“ Die Frage hatte, zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer, darauf gezielt, ob womöglich diejenigen Recht hätten, die heute bezweifeln, die DDR sei ein Unrechtsstaat gewesen. Für Monika Maron dagegen gilt zweifelsfrei: Ein Dasein, in dem schon der Gedanke an Freiheit unterdrückt werden muss, hat sie zwar kennen gelernt – ihr selbst, der erfindungsreichen Autorin, ist es schlichtweg unvorstellbar. Darum hat sie sich in den quälenden nationalen Selbstfindungs-Debatten der Nach-„Wende“-Zeit ins Wortgefecht geworfen, als die Interpretation der jüngsten deutschen Geschichte flugs auf die mehrheitlich bekömmlichste Opfer-Version heruntergedeutelt werden sollte. Deshalb auch ist sie – Enkelin einer jüdisch-polnisch-deutschen Familie, deren Geschichte sie in ihrem Buch „Pawels Briefe“ gerade so nüchtern wie berührend rekonstruierte – MARTIN WALSER im Jahr 1998 beigesprungen, als es um dessen Vorstellungen über den Umgang von uns Heutigen mit dem Holocaust ging: Das frei denkende Individuum hat die Freiheit des Gedankens immer und überall zu verteidigen, das ist so etwas wie das Maron'sche Gesetz.

Und weil es dafür nach wie vor genauestes Sehen und Hören braucht, ist sie schließlich vor etwa zwei Jahren noch einmal nach Bitterfeld

gefahren, nun wieder, wie fast vier Jahrzehnte zuvor, als Reporterin. Das Resultat mit dem Titel „Bitterfelder Bogen. Ein Bericht“ zeigt, wie Erfinder-, Unternehmer- und Beharrungs-Geist aus einer fast schon zementierten Opfer- eine west-östliche Erfolgsgeschichte haben machen können: eine Geschichte, als hätte Monika Maron sie erfunden; die aber hier gar nichts hat erfinden müssen. Nur hinsehen und -hören.

„Alles, was ich bin“, hatte die Heldin des Romans „Flugasche“ Ende der siebziger Jahre verzweifelt festgestellt, „darf ich nicht sein. Vor jedes meiner Attribute setzen sie ein ‚zu‘: du bist zu spontan, zu naiv, zu ehrlich, zu schnell im Urteil ... Sie fordern mein Verständnis, wo ich nicht verstehen kann; meine Einsicht, wo ich nicht einsehen will; meine Geduld, wo ich vor

Ungeduld zittere. Ich darf nicht entscheiden, wenn ich entscheiden muss. Ich soll mir abgewöhnen, ich zu sein. Warum können sie mich nicht gebrauchen, wie ich bin?“

Wir dagegen können festhalten: Wie viel auch immer von Josefa Nadler in Monika Maron steckt oder gesteckt haben mag – es sind gerade diese Eigenschaften, die, mit einem eminenten Anteil an „Mut, Zorn, Wut, Wille, Gemüt“, in der deutschen Literatur eine Ausnahme-Schriftstellerin, in der deutschen Gesellschaft eine Ausnahme-Bürgerin hervorgebracht haben. Ich staune – θαυμάζω – über die καλοκάγαθια ihres Werks und beglückwünsche Monika Maron von Herzen zum Humanismus-Preis.

FRAUKE MEYER-GOSAU



HIS LITTERIS

PRAEMIUM HUMANITATIS

ADIVDICAMVS
MONICAE MARON,
SPECTATISSIMAE FEMINAE,
MVLIERI FORTI
LITTERISQVE EGREGIAE,

VT VIRTUTES EIVS HONOREMVS,
QVAS NOSTRA AETATE SINGVLARITER PRAESTITIT.

MONIKA MARON

NON SOLVM VERBIS ET LITTERIS,
SED ETIAM REBUS GESTIS
PRO LIBERTATE RECUPERANDA AC DEFENDENDA
CERTAVIT
ET VERITATEM IN HISTORIA RECENTISSIMA PATEFACERE
STVDEBAT.

IN HIS REBUS
CIVIBVS SVIS CLARVM EXEMPLVM FORTITVTIDINIS CIVILIS
ANTE OCVLOS POSVIT.
QVAMQVAM PVBLICVM MVNVS NON OBTINEBAT,
TAMEN OPERIBVS LITTERARIIS
COGITATIONES ET MORES CIVIVM MOVEBAT.
QVA RE ID EXPLEVIT,
QVOD NOS, LINGVAS LATINAM ET GRAECAM DOCENTES,
HOC PRAEMIO ANTE OMNIA LAVDARE VOLVMVS:
STVDIVM SALVTIS PVBLICAE CVM ANIMI CVLTVRA CONIVNXIT.

FRIBURGI BRISGOVIAE
ANTE DIEM SEXTVM IDVS APRILES
ANNO DOMINI BISMILLESIMO DECIMO
ASSOCIATIONIS PALAEOPHILOLOGORVM GERMANORVM
PRAESES

(Prof. Dr. Stefan Kipf)

Text der lateinischen Ehrenurkunde zur Verleihung des Humanismus-Preises durch den Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes Prof. Dr. Stefan Kipf an Frau Monika Maron am 8. April 2010 in der Aula der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg



*Verleihung des Humanismus-Preises 2010:
Hartmut Loos, Frauke Meyer-Gosau, Monika Maron, Stefan Kipf*

Warum ich nie Latein gelernt habe

Dankrede für den Humanismus-Preis der deutschen Altphilologen / Von Monika Maron¹

Aus Gründen, die ich erst viel später verstand, verschlug es mich auf die einzige Oberschule Ost-Berlins, wenn nicht der ganzen DDR, die noch Gymnasium hieß, nämlich „Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster“. Das fand ich zwar interessant, aber auch ein bisschen lächerlich. Die Ermahnungen älterer Lehrer, der Tradition unserer ehrwürdigen Schule den gebührenden Respekt zu erweisen, wirkten auf mich komisch, rührend auch, und als wir zum 1. Mai 1958 mit Schulemblem und Schulfarben für die Sportlerriege marschierten, wusste ich nicht genau, ob ich das Traditions-Getue eher peinlich oder vielleicht doch reizvoll finden sollte.

Mein Bekenntnis zum Gymnasium und zur Tradition meiner Schule setzte erst am Nachmittag dieses 1. Mai 1958 ein. Meine Eltern saßen mit einigen Freunden, darunter ein Polizeipräsident, in unserem Wohnzimmer und bestürmten mich in ihrer Feiertagslaune mit Fragen nach meiner Schule. Sie hatten von ihrer Tribüne tatsächlich unser Emblem gesehen, und obwohl meine

Eltern ja auch vorher wissen mussten, wie meine Schule heißt, waren sie plötzlich aufgebracht und entschlossen, diesen anachronistischen Unfug zu beenden. Ob die folgenden Ereignisse dann wirklich eintraten, weil unser Emblem meinen Stiefvater und seine Freunde an die Kränkungen ihrer Kindheit erinnert hat oder doch vor allem, weil sich eine Abiturklasse des altsprachlichen Zweigs geschlossen zum dreizehnten Schuljahr in West-Berlin angemeldet hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde unsere Schule umbenannt in 2. Oberschule Mitte, wir bekamen einen neuen Direktor, der nicht einmal des Deutschen vollkommen mächtig war, geschweige denn des Griechischen oder Lateinischen, dafür aber verlangte, dass alle Schüler die nächsten zwei Wochen in FDJ-Blusen zu erscheinen hatten. Während ich noch zwei Jahre lang miterlebte, wie meiner Schule die Reste gymnasialen Geistes ausgetrieben wurden, gewann das Wort Gymnasium für mich einen verheißungsvollen Glanz, ähnlich solchen Worten wie Kammermusiksaal oder

Handwerkerinnung oder Königlich-Preußische Porzellanmanufaktur. Jedenfalls erzähle ich jetzt noch gerne, dass ich Schülerin des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster war, wenn ich auch nur zum R-Zweig (das heißt verstärkter Russischunterricht) gehörte und von dem Bildungsgut meiner Schule gar nicht profitieren konnte. Obwohl wir, die Schüler des R-Zweigs und somit Vertreter der *lingua franca* in einer sozialistischen Zukunft, eigentlich als Pioniere des Fortschritts an diesem Hort der bildungsbürgerlichen Reaktion gedacht waren, war in mir während der vier Jahre am Grauen Kloster außer der Sympathie für das Wort Gymnasium der Wunsch erwacht, selbst zu den Lateinern zu gehören. Die Lateiner, fand ich waren das Höhere, das Bessere. In ihnen schien mir etwas fortzuleben, was wir nur aus Büchern kannten, eine Wissenstradition und ein Bündnis mit der Menschengeschichte. Ich weiß nicht, ob ich das damals so gesagt hätte, wahrscheinlich nicht, aber gefühlt habe ich es so.

Kurz nach dem Abitur traf ich meinen ehemaligen Direktor im Pressecafé in der Friedrichstraße. Beide, der Direktor und das Pressecafé, gehörten einer vergangenen Zeit an. Das Pressecafé war einem Wiener Caféhaus nachempfunden, ein großer Saal, möbliert mit Thonetgestühl, es gab Frühstücksgulasch für zwei Mark, und irgendeinen Bekannten traf man da immer, meistens mehrere, egal zu welcher Tageszeit. Das Pressecafé war ein subversiver Ort, der darum auch einige Zeit später zu einem Broiler-Restaurant und danach zu einem Lagerraum degradiert wurde.

Und manchmal traf ich da auch Herrn PLAGEMANN, unseren ehemaligen Direktor, der aus unserer Schule verschwunden war, als man sie ihres schönen Namens beraubt hatte. Herr Plagemann war ein alter, in meinen Augen damals uralter Herr mit weißem Haar und einem gebeugten Rücken. Er unterrichtete Griechisch und Latein, darum kannte ich ihn nicht als Lehrer, nur als Direktor. Wenn unsere Klasse, die der ihr zugeordneten Rolle an der Schule weder bewusst noch für sie geeignet war, wenn wir uns also wieder einmal ungebührlich betragen hatten, ließ Herr Plagemann meistens mich rufen. „Maron zum Direktor“, rief die Sekretärin dann mitten im Unterricht in den Klassenraum. Und dann sagte

Herr Plagemann zu mir, ich sei doch ein vernünftiges Mädchen, und was sei denn in meiner Klasse wieder los und ob ich nicht mal mit meinen Mitschülern reden könne; solche Sachen eben, die mich, wie ich zugeben muss, nicht unbeeindruckt ließen. Ich mochte Herrn Plagemann

Als ich ihn wieder einmal im Pressecafé traf, sagte ich ihm, wie leid es mir tue, dass ich an der Schule nicht zu den Lateinern gehört hätte und ob er wisse, wie ich dieses Versäumnis korrigieren könne. Ich wolle unbedingt Latein lernen. Herr Plagemann sagte, er hätte jetzt Zeit, und Latein könne ich bei ihm lernen. Danach kam er einmal in der Woche in meine sehr provisorische Wohnung in der Saarbrücker Straße im Prenzlauer Berg und brachte mir Latein bei. *Puella – puellae – puellam*.

Und jedes Mal hatte er zwei Flaschen süßen Krim-Wein in seiner Aktentasche, die wir während meiner Studien auch austranken. Vielleicht habe ich darum fast alles vergessen, was ich damals gelernt habe. Nur warum Herr Plagemann davon überzeugt war, dass die Römer unmusikalisch waren, habe ich mir gemerkt: *Gallus cantat*. Wer behauptet, dass der Hahn singt, sagte er, kann unmöglich musikalisch sein.

Als Herr Plagemann einmal keine Zeit oder auch nur vergessen hatte, den Wein zu besorgen, waren für mich die lateinischen Vokabeln und Deklinationen schon so von süßem Krimwein durchtränkt, dass ich nach einer Stunde allein von den lateinischen Wörtern berauscht war. Für einige Monate wurde ich also einmal wöchentlich im Lateinischen unterrichtet, bis Herr Plagemann eines Tages seine Arme um mich legte und sagte, ein Mädchen wie mich hätte er sich immer gewünscht, als er ein junger Mann war. Dabei sah er mich an, als wünsche er sich dies Mädchen immer noch. Danach haben wir uns nicht mehr gesehen und ich habe nie Latein gelernt.

Das ist nicht die einzige Lücke in meiner Bildung geblieben, und ich gestehe, dass andere mich mehr schmerzen. Aber Latein war in meinen Bildungsbemühungen das erste Hindernis, das ich mit Bewusstsein nicht überwunden habe, und ist mir zum Synonym für alle folgenden Versäumnisse geworden. Spuren meines Kummers darüber, mich aus der Kaste der Nicht-Lateiner

nicht erhoben zu haben, konnte die Jury wohl in meinen Büchern finden. Umso mehr freut mich die Anerkennung der Lateiner, denen ich für diesen Preis herzlich danke.

Anmerkung:

- 1) Die Dankesrede von Monika Maron erschien am 10./11. April 2010 in der „Süddeutschen Zeitung“ (Nr. 82, S. 14). Wir danken der Autorin für die Erlaubnis zum Abdruck. – Im Jahr 2009 erschien ihr Buch „Bitterfelder Bogen“ (Frankfurt am Main, 2009).

MONIKA MARON

Ins Offene – Vom Ideal sprachlicher Bildung

Schlußvortrag auf dem Kongreß des Deutschen Altphilologenverbandes, Freiburg, 9. April 2010

Sehr geehrte Honoratioren, liebe, verehrte Altphilologen, meine Damen und Herren,

haben Sie schon einmal von einem *Pensch* gehört, ahnen Sie, was das ist? Wenn ja, dann behalten Sie es bitte noch für sich. Denn vor der Antwort möchte ich Ihnen gern zwei kleine wahre Geschichten erzählen.

Die erste spielt 1877 in Bingen am Rhein. Sie handelt von einem neunjährigen Jungen, der sich mit den Kameraden auf Dachböden und im Uferschilf ein Königreich ausdenkt. Der Regent im Rollenspiel ist natürlich er selbst, und um die Sache so richtig exklusiv zu machen, führt er in seinem imaginären Staat machthaberisch eine eigene Sprache namens „Imri“ ein. Zwei Zeilen davon, nicht mehr, haben sich erhalten. Sie lauten: „*co besoso pasoje ptoros / co es on hama pasoje boañ*“. Die seltsam hispano-hellenisch klingenden Worte sind bis heute nicht enträtselt, denn ihr Erfinder, der spätere Dichter STEFAN GEORGE, hat als echter Souverän im Reich von Laut und Sinn keinen Wink zu ihrer Deutung hinterlassen.

Auch in der zweiten Geschichte spielt ein Monarch die Hauptrolle. Am 10. Februar 1910 tritt im Hafen von Weymouth an der englischen Südküste eine farbenprächtige Gruppe orientalischer Würdenträger in Erscheinung: Der Kaiser von Abessinien und sein Gefolge wollen das Flaggschiff der britischen Heimatflotte besichtigen. Als an Bord der „Dreadnought“ ein Admiral Uniformen erklärt, stockt der Dolmetscher nach drei Wörtern kurz, doch dann fährt er wie befreit fort: „*Tahli bussor ahbat tahl aesqu miss. Erraema, fleet use*“ – und der Negus erwidert huldvoll, vermutlich etwas wie „*Ahmavir umque canoe*“. Erst zwei Tage später melden Schlagzeilen, welchem

Scherz die Marine der Weltmacht aufgefressen ist. Studenten aus Cambridge, braungeschminkt, in langen Gewändern, mit Turbanen und falschen Bärten ausgestattet, hatten sich einen riskanten Jux gemacht; mit dabei im kaiserlichen Gefolge war auch ein junges elegantes Wesen namens „*Ras Mendax*“, in Wahrheit Miss VIRGINIA STEPHEN, aus der zwei Jahre später Mrs. VIRGINIA WOLFF werden sollte. Und geredet hatten die kecken Bildungsbürgerkinder, als ihre wenigen Brocken Kisuaheli erschöpft waren, vorzugsweise in antiken Versen, zum Beispiel aus dem vierten Buch von VERGILS *Aeneis*: „*Talibus orabat talisque miserima fletus ...*“ oder vom Anfang des Epos, „*Arma virumque cano*“.

Natürlich soll der Spaß mit den ehrwürdigen Versen hier nicht als Vorbild hingestellt werden. Aber er zeigt, wie auch Georges seltsames Privatidiom, dass Laute und Sprachklänge ungeahnte Eigenkräfte entwickeln können, wenn sie losgelassen sind. Sprachliches Handeln ist für den Menschen ein durchaus elementarer Vorgang. Auch der ominöse *Pensch* gehört in diese Kategorie – immerhin ist er eines der ganz wenigen, scheuen Reimwörter auf ‚Mensch‘. Leider verbirgt sich letztlich etwas recht Profanes dahinter, nämlich das unentbehrliche, zentrale Stück eines Lam-pensch-irms.

Zugegeben, die kleine Spielerei ist ziemlich angestaubt; ich habe sie schon als Kind von meinem Vater gehört, der ein Altphilologe ist, und heute wird sie im Internet hundertfach herumgereicht. Dennoch, was man daran spürt, entspricht ganz gut dem Thema, das Sie während der vergangenen Tage von so vielen Gesichtspunkten aus miteinander betrachtet haben. Sprache

gliedert unsere Weltsicht; Sprache und Bildung gehören zusammen, sie bedingen und fördern einander; von der spielerischen Lust an der Offenheit lautlicher Möglichkeiten und der Neugier auf Bedeutung über die Freude am treffenden Ausdruck und das Horten eines Wortschatzes bis hin zum Bewusstsein poetischer Form erstreckt sich, was zur Grundausrüstung philologischen Sinnes gehört.

So ist es kein Wunder, dass Vorläufer und Verwandte des *Pensches* schon in antiker Zeit ihr Wesen treiben. Da möchte CICEROS Freund PUBLIUS NIGIDIUS FIGULUS das Wort *frater* aus *ferre alter* herleiten (GELL. 13,10,4). Sein Zeitgenosse MARCUS TERENCEIUS VARRO, der stilistisch nicht allzu ehrgeizige Vielwisseur der ausgehenden Republik, tadelt den LUCIUS AELIUS STILO, der behauptet hatte, *lepus* rühre von *levipes* her (Gell. 1,18); Varro selbst wiederum war freilich überzeugt, dass *ornatus* von *os* und *natus* abzuleiten sei (ling. 5, 129). Und auch sein pädagogisch weiserer Erbe, Bischof ISIDOR VON SEVILLA, meinte es nur gut, als er in seiner Realenzyklopädie namens „*Etymologiae*“ das Wort *lucus*, Hain, analogisch vom Gegenteil herleitete „*quia umbra opacus parum luceat*“ (1,29,3) – übrigens ein direktes Zitat aus QUINTILIAN (1,6,34), das seit langem zur spöttischen Formel „*lucus a non lucendo*“ verdichtet ist. So gern wir über dergleichen Etymologie lächeln, das brave Erklärungsmuster behält seinen Wert als Indiz, dass im Spielen und Spekulieren die Sprache besonders gut gedeiht. Der unermüdliche, unerbittliche Sprachdiagnostiker KARL KRAUS hat gesagt: „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück“ – welch ein Ansporn, immer wieder aus verschiedenen Abständen hinzuschauen. Noch im Stammeln, Verhaspeln und verbalen Abarbeiten aneinander baut sich schließlich jeder aus Wörtern seine Welt.

Wie so vieles hat die Antike auch dies längst gewusst. Abenteuernd in ihrer begeisterten Lautsüchtigkeit haben die Griechen mit Wörtern oder Namen jongliert und Begriffswelten geschaffen; auch für die auf Regeln erpichteren Römer ist und bleibt der Kulturmensch in erster Linie ein ζῶον λόγον ἔχον. Am knappsten und vielleicht schönsten formuliert ist der Gedanke vom Epiku-

reer HORAZ, der beim Stichwort der Freundschaft mal eben die menschliche Zivilisation entstehen lässt, allein dank der Sprache:

*Cum prorepserunt primis animalia terris,
mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia
propter
unguibus et pugnīs, dein fustibus, atque ita porro
pugnabant armīs, quae post fabricaverat usus,
donec verba, quibus voces sensusque notarent,
nominaque invenere; dehinc absistere bello,
oppida coeperunt munire et ponere leges,
nequis fur esset neu latro neu quis adulter.*
(sat. 1,3)

In der klugen Übersetzung von RUDOLF HELM:

Als aus der frühesten Erde die Lebewesen
entschlüpfen,
Stumm noch und häßlich wie Vieh, da
stritt man um Eicheln und Lager,
Erst mit Nägeln und Fäusten, mit Knütteln
sodann und so weiter
Mit den Waffen, die drauf das Bedürfnis ihnen
geschaffen,
Bis man für Dinge und Handlung Bezeichnungen
fand, um die Laute
Und Empfindung in Worte zu formen; vom
Kampfe zu lassen
Fing man da an und Städte zu baun und
Gesetze zu geben,
Daß sich nicht Diebe noch Räuber noch Störer
der Ehe mehr fänden.

Wenn das keine anfängliche Bildung ist, die hier im Zeitraffer von acht Versen vorüberhuscht, was dann? Das sprachhistorische Gegenstück findet sich bei einem Blick ins Deutsche Wörterbuch. Dort errichtet sein Begründer JACOB GRIMM 1860 höchstpersönlich auf dem schönen alten Grundstück der ‚Bildung‘ ein wohnliches Sinngebäude von vier Stockwerken, die er nach seiner Art mit lateinischen Äquivalenten belegt: Zunächst ist Bildung *imago*, dann auch *forma* und *species*, als nächstes (erst seit etwa 1750) *cultus animi* und *humanitas*, schließlich (ungefähr seit Grimms eigener Zeit) *formatio* und *institutio*.

Dass *Humanitas* sprachlich verfasst sein muss, dass also die ‚gebildeten Stände‘, an die schon SCHLEIERMACHER und FICHTE in Buchtiteln appellieren, ihre Sonderstellung weniger einem

materiellen Vorteil, sondern vor allem dem geschärften Bewusstsein für den Umgang mit Wort und Rede verdanken, wird in der liberalen Atmosphäre Berliner Salons, an der auch Jacob Grimm partizipierte, eigentlich als selbstverständlich angesehen. „Der wahre Zweck des Menschen [...] ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“, erklärt noch so ein preußischer Kulturbürger, WILHELM VON HUMBOLDT, mit 25 Jahren. Dass dieses Ideal allseitiger Selbstformung in reflektierter Ausdrucksfähigkeit gründet, musste man nicht mehr eigens hinzufügen.

Dabei kann das sogar ein eminent Sprachbewusster aus dem Blick verlieren. Es war hier in Freiburg, wo MARTIN HEIDEGGER aus dem *Concetto* des NOVALIS, dass die Sprache „sich bloß um sich selbst bekümmert“, sein Mantra „Die Sprache spricht“ destillierte und von ihm aus zu orakeln begann, Sprache sei „lichtend-verbergende Ankunft des Seins selbst“. Demgegenüber lohnt es sich vielleicht doch, einmal in Erinnerung zu bringen, dass sich Humboldt als Schüler der Aufklärung von solchem Geschehenlassenmüssen und tendentiell entmündigendem Mystizismus nie anstecken ließ: Bewusster als die meisten hat er ein Leben lang die Sprache gerade in ihrer unüberschaubaren Vielfalt als Kontinuum des Humanen begriffen und ihr um der Bildung willen nachzudenken versucht.

An dergleichen kulturhistorische Einzelheiten könnte sich erinnern, wer das heutige Verhältnis von Sprache und Bildung umrisshaft in den Blick zu bekommen versucht. Fast jede der erwähnten Ansichten scheint nämlich zur gegenwärtigen Theorie und Praxis quer zu stehen. Sicher braucht man nicht gleich einen Zweck des Menschen zu postulieren. Aber dass das Ringen um Ausdruck als Arbeit am Gedanken (sofern man noch weiß, was das bedeuten könnte) etwas mit Humanität zu tun hat, wie Sprache individuellen Charakter und bürgerliches Miteinander erst ermöglicht und welcher fundamentaler Wert um dieser Ziele willen dem Spiel mit Wörtern und der Freude an Lauten zukommt, all dies wird im öffentlichen Bewusstsein nahezu völlig verdrängt.

Von Sprachfreude ist sowieso kaum je die Rede, und an die Stelle so verdächtig vollmundi-

ger Begriffe wie ‚Humanität‘ und ‚Bildung‘ sind um der scheinbaren Transparenz und Freiheit von Bevormundung willen nüchterne, nach Möglichkeit messbare Größen wie etwa das ‚Wissen‘ getreten. Dessen Akkumulation kann man je nach geistiger Wetterlage feiern oder fürchten, sein Vorhandensein suggeriert beruhigende Konkurrenzvorteile, und sollte einmal etwas damit schiefgehen, ist immer ein Experte greifbar, der wenigstens die nötigen Vokabeln kennt; in schweren Fällen bittet man um einen Termin beim Epistemologen. Sprache als geistige Atmosphäre und schöpferischer Impuls, als Anreiz und Aufgabe lässt sich, so scheint es, weitgehend delegieren – in der noch immer gängigsten Sozialtheorie jedenfalls ist die Macht des Wortes virtuos ausgeblendet. Demokraten als Glieder der Wissensgesellschaft sollen da ihre gesellschaftliche Existenz (oder genügt Ihnen, meine Damen und Herren, etwa noch das ausgeleierte Wort ‚Diskurs‘?) durch kommunikatives Handeln gestalten, in dem das gemeinsame Bemühen um Wahrheit immer schon vorausgesetzt ist. Ein derart zur Trainingshalle kollektiver Vernunft ernüchtertes Ideal der Öffentlichkeit stellt die Lust am formulierenden Überzeugen, selbst an der Frischluft guten Stils, unter den Generalverdacht der Manipulation und verbannt zugleich jedes ungesteuert freie Spiel der Wortkräfte ins Zwielfeld des folgen- und somit nutzlosen Allotrias. Allerdings: Wer spricht, trägt Verantwortung; was ich sage, kann also prinzipiell gegen mich verwendet werden. Diese freudlose, ja angstbesetzte Einstellung hat sich in Sachen des Wortausdrucks während der vergangenen Jahrzehnte zur öffentlichen Normalität entwickelt.

Aus solchen und ähnlichen Gründen mutet das Eintreten für gehaltvollen Ausdruck, zunächst im Deutschen, momentan beklagenswert sektiererisch an. Die intellektuelle Kritik der Rede und Schreibe liegt fast gänzlich brach – rühmenswerte Ausnahmen wie die Bücher des hiesigen Germanisten UWE PÖRKSEN bestätigen es eher noch. Dass mancherorts für amüsante Ausflüge zwischen Dativ und Genetiv Eintrittspreise wie beim Kabarett verlangt werden, dass anderswo keine 25 Zeilen Sprachglosse mit flinken *Ad-hoc*-Meinungen der Pflicht genügen müssen, sind nur Randsymptome der Notlage. Die öde, geduckte

Verlautbarungsprosa aus Wirtschaft, Politik und Akademie – denken Sie nur an die geradezu realsatirisch anmutende Terminologie der unvermeidlichen Förderungsanträge – scheint teufelskreisartig auch die Medien zu erfassen, um dann, anstatt geläutert zu werden, eilig wiedergekaut den nächsten Umlauf zu beginnen. Ähnlich wie es im Sport regelmäßig um die Bezichtigung neuer Dopingsünder geht, befasst sich die Öffentlichkeit bei Fragen der Wortwahl fast nur noch mit der rituell ablaufenden Skandalisierung politischer Inkorrektheiten. Sich äußern ist riskant; wer Pech hat, dessen Äußerung wird vielleicht als „Unwort des Jahres“ angeprangert. Also tut man es lieber halblaut, *en passant*, unauffällig. Historisch angestaute Pathosscheu, Flüchtigkeit und fast völliger Mangel an Stilempfinden lassen in unheiliger Allianz die Sprache vergrauen.

Dabei blüht die Freude am pfiifigen Ausdruck gerade im unüberschaubaren elektronischen Mitteilungs-Alltag bunter denn je: Auf dem engen Raum von Rap-Reimen und SMS, in den 140 Zeichen von Tweets, den Twitter-Botschaften, im Rahmen sozialer Netzwerke, Blogs und anderswo toben sich Wortspieler bisweilen derart aus, dass kein Lexikograph mehr nachkäme. Abseits dieser zahllosen Sonderwelten jedoch scheinen die Sprachtechnologen der sechziger und siebziger Jahre mit ihrem Lernziel nüchterner Verständigungskompetenz einen späten, aber nahezu vollständigen Sieg errungen zu haben. Inmitten der multimedialen Getriebenheit, wo E-Mail und Blogging schon zu den behäbigeren Mitteilungsarten zählen, erschöpft sich die Spracherfindung heute so gut wie ausschließlich im eiligen Gag; Formbewusstsein und die Sicherheit von Kontinuität können erst gar nicht aufkommen.

Das ist sogar sehr verständlich: Wenn erkenntnisförmige Wahrheit, auch und gerade die der sprachlichen Mannigfaltigkeit, etwas ist, das jeder mit anderen für sich machen, über das man reflektieren, ja an dem man arbeiten muss, so wird man zu dieser Einsicht des GIAMBATTISTA VICO schwerlich auf die Art gelangen, wie wir größtenteils unbewusst miteinander umzugehen trainiert sind, nach dem Muster technisch gestützter Sender-Empfänger-Modelle kognitionswissenschaftlicher, *eo ipso* kunstferner Prä-

gung. Allenfalls innerhalb der Clique, In-Group oder Fangemeinde, dem Äquivalent der Horde aus grauer Vorzeit, bildet sich ein – dann um so eigenwilligerer – Code heraus, etwa wie viele signalhaft einen Popsong nachsummen; aber trotz der Verschriftlichung auf all den Displays verhält der Wortaufwand meist im Nu. Sprache und Bildung, einst in der Königsdisziplin der Rhetorik aufs engste verknüpft, erscheinen so nahezu völlig entkoppelt. Ginge das auch anders?

Vor mehr als einem Vierteljahrtausend, im Januar 1757, begann ein siebenjähriger Junge in einer Stube des geräumigen Elternhauses sein erstes „*Exercitium privatum*“ mit der Übersetzung eines Satzes ins Lateinische: „Wenn es regnet fallen die Tropfen ins Wasser und machen viele Blasen, aus welchen Schaum wird“ – „*Si pluit incidunt guttae in aquam et faciunt multas bullas ex quibus spuma fit*“. Etliche Seiten seines Schulheftes füllt er so mit sauberlicher Schrift. Etwas später hat der Lehrer ihm offenbar aufgetragen, möglichst viele lateinische Ausdrücke für *mori*, ‚sterben‘ zu finden. Es werden stolze 23, von *Naturae debitum solvere* über *obdormire* und *decedere terris* bis zu *vivorum consortio eliminari*.

Nur eine Seite umfasst diese Stilübung des kleinen JOHANN WOLFGANG GOETHE, und sein Lehrer JOHANN JACOB GOTTLIEB SCHERBIUS hat ihm dabei mit Sicherheit kräftig geholfen. Dennoch: Hier entsteht eine Sprachwelt unmittelbar aus dem Arsenal rhetorischer Variationslust. Dialoge zwischen Vater und Sohn, die der kleine Wolfgang zur gleichen Zeit ins Lateinische überträgt, malen das behagliche Ambiente am Hirschgraben bis zur Unverwechselbarkeit aus: Da will der Vater in den Keller, um die *vina replenda* zu versorgen, sein Sohn möchte mitgehen, denn er will einmal wieder den *lapidem fundamentalem et clausularem* des Hauses sehen. Gesagt, getan: Beide steigen die Treppe hinab und erinnern sich amüsiert, wie damals beim Hausbau „der Obergeselle ... nach Gewohnheit eine Rede“ anfang („*Primarius nempe eorum murariorum Ciceronem |: ut solent |: agere voluerit*“), aber steckenblieb und ausgelacht wurde. Sorgsam erklärt der Vater danach, welche seltene Weine hier in den großen Fässern lagern, wie man sie aufzufüllen hat und dass der Sohn nur ja mäßig von ihnen trinken solle, damit „solche auf

die Zukunft überliefert werden“ („*ut aliquando illis moderate utaris et in seram posteritatem illa transferri quoque studeas*“).

Noch die säuberlich zweispaltige Reinschrift der kleinen Wechselrede zeugt von der Hingabe ans Detail, mit der hier nahezu spielerisch die Einsicht herangebildet wird, dass, mit HÖLDERLINS unvergesslicher Wendung, „ein Gespräch wir sind“, dass bis ins Geringste und Privateste der vorhin erwähnte *cultus animi*, den man doch wohl geistige Kultur nennen darf, nur in sprachlicher Gestaltung vorstellbar sein kann. Für Goethe ist der Fall klar: Wörter finden, Sätze bauen, Ausdruck schaffen, ob Aktennotiz oder freches Xenion, Zigeunerruf oder Sonett und Ghasel, versteifter Dankesbrief oder Großdichtung, das wird der Inhalt seines Lebens werden. Die Grundtatsache aber gilt weit über das zweifellos enorm privilegierte Söhnlein eines Kaiserlichen Rates in Frankfurt hinaus: Je früher einem Menschen bewusst ist, dass – um noch eine berühmte Wendung zu borgen – die Grenzen seiner Sprache die Grenzen seiner geistigen Welt sind, desto mehr kann und mag er dann selbst dafür tun, diese Grenzen immer weiter auszudehnen.

Warum ist dieser Ihnen allen sicher nicht neue Gedanke so sehr in Vergessenheit geraten? Man wird kaum allein sogenannte Bildungsplaner verantwortlich machen können, die Wissensvermittlung nach dem Schema einer volkswirtschaftlichen Abfüllanlage über Kapazität und Auslastung kalkulieren – was beiläufig dazu geführt hat, dass heute nahezu jede größere Diskussion des Gegenstandes schnell auf die Tankstellenfrage eingengt wird, wie hoch letztlich wohl der staatlich zu veranschlagende Finanzbedarf ausfallen dürfte. Wesentlich, wenn nicht gar entscheidend beigetragen zur erstaunlichen Sprachvergessenheit ausgerechnet in Deutschland hat sicher weit mehr der prinzipielle Argwohn jedem fulminanten Wort gegenüber, den der doppelte moralische Zusammenbruch und das Schuldtrauma zweier Weltkriege ausgelöst hat. Die Folgen, eine Art Syndrom irreführender Vorbilder, sind rasch skizziert.

Öffentliche Äußerungen am Rednerpult, auf Kanzel oder Katheder folgen zumeist schon unbewusst im Bunde mit dem Publikum einem

Komment, der sogenannte Inhalte – als ob die sich von ihrer sprachlichen Darbietung lösen ließen – prinzipiell über Eleganz stellt, ästhetische Formung somit als akzidentiell, als schmückendes Beiwerk begreift, das man nach Bedarf streichen kann wie ein klammes Geldinstitut sein Kultursponsoring. Literarische Anspielungen müssen heute fast immer mühsam erklärt werden, also verzichtet man besser gleich darauf. Clever bis in den Ausdruck hinein auftreten möchten allenfalls noch jargonkranke Akademiker, Manager mit Imponierzwang oder Matadore speziell des Bildschirms, kurz: habituelle Selbstdarsteller. Solchen Verdacht lenkt man ungern auf sich. Kommt hinzu, dass das Thesenragout von Talkshows und die leerlaufende Schlagfertigkeit von Comedy-Formaten ebenso wie der syntaxfeindliche Trott landläufiger Bildschirmpräsentationen jede Mühe um bleibende Worte gleichermaßen beschwerlich, unerheblich und somit aussichtslos erscheinen lässt. Das geschlossene Reiz-Reaktions-System der Wortwechsel reproduziert sich allem Anschein nach selbst; Originale wirken bestenfalls ein paar Minuten lang originell, dann ist der Zug der Aufmerksamkeitsproduzenten und geschäftigen Facebook-Lemminge auch schon vorüber.

Aber war die Lage früher wirklich weniger trüb? „So ein bißchen Bildung ziert den ganzen Menschen“, heißt es in bitterböser entlarvender, höchst sprachbewusster Rollenprosa schon bei HEINRICH HEINE – man hört geradezu die virtuellen Anführungszeichen der Ironie. Ganz unironisch hat dann 1872 der junge Philologe FRIEDRICH NIETZSCHE, ehrlich empört über das „Zeitalter des Zeitungsdeutsches“, vorgeschlagen, in den Bildungsanstalten müssten die „sprachlich verwilderten Jünglinge“ (!) einfach „mit Gewalt unter die Glasglocke des guten Geschmacks“ gezwungen werden; die Lehrer sollten nicht ablassen, „bevor nicht die geringer Begabten in einen heiligen Schreck vor der Sprache, die Begabteren in eine edle Begeisterung für dieselbe geraten sind“. Was schon damals illusorisch klingen musste, wirkt heute nur noch kurios – es sei denn, man übersetzt das Unbehagen in die gegenwärtigen Zusammenhänge und den allzu forschen Appell des Zöglings von Schulpforta in den keineswegs abwegigen Einfall, Individualität

im Ausdruck wieder angemessen zu schätzen oder schlicht Gespräch und Geschwätz auseinanderzuhalten.

Wer sich das Tag für Tag zumuten mag, hat viel zu tun. Vom sensiblen Erkennen wirklich profunden Ausdrucks bis zur periodischen Zielübung im Kalauern, vom Abschalten des Fernsehers bis zur innerlichen Simultanübersetzung politischer Plastikwörter, vom Zögern vor der Tastatur bis zur Begeisterung über den neuesten Wort- oder Lektürefund: Überall heißt es der bequemen Selbstmechanisierung entgehen, den gewohnten Sozialkorsetten widerstreben, vorgefertigten Wortkonstrukten misstrauen, unentwegt auf das Seltsame der Rede horchen. Werden Leistungen ausgezahlt oder doch besser erbracht? Hat das Hüftsteak etwas mit dem Hifthorn zu tun? Wann wurde aus der Kreuzfahrt ins heilige Land die Kreuzfahrt rund ums Mittelmeer? Darf man Frau Luna für die schlechte Laune verantwortlich machen? Sind Dutzende Beispiele wirksamer als Dutzende von Beispielen? Einiges lässt sich nachschlagen, doch über vieles kann man nur nachdenken. Auf Schritt und Tritt zeigt sich, dass das, was ROBERT MUSIL einmal über die Wahrheit geschrieben hat, mehr noch von der Sprache gilt: Sie ist „kein Kristall, den man in die Tasche stecken kann, sondern eine unendliche Flüssigkeit, in die man hineinfällt“, etwas faszinierend Fluktuierendes, Offenes. Niemand kann pausenlos mit dieser Einsicht existieren. Aber jeder Moment, in dem sie wieder neu zum Vorschein kommt, könnte dauerhaftere, oder mit dem neuen Modewort: nachhaltigere Wirkung entfalten als viel geschickte Lehrstoffpaukerei.

Selbst wo sie völlig unbewusst bleibt, kann sich keiner der Tatsache entziehen, dass sprachliche Prägung und sprachliches Vermögen entscheidend sind für Stil und Charakter, ja Kultur und Weltbild. Genaue Sprache gibt weiteren Blick, ein geübtes Mundwerk steigert sich wechselseitig zur Sensibilität, gute Sprache schärft das Traditionsempfinden, bedachte Rede verdichtet sich zur Individualität. „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“ schreibt der alte WILHELM VON HUMBOLDT lapidar; „Mit der richtigen Gangart der Sprache ... beginnt die Bildung“, ergänzt der junge, tief wissensskeptische NIETZSCHE. Wohl

am einfachsten hat es KANTS Gesprächspartner, der sonst so geheimniskrämerische JOHANN GEORG HAMANN, formuliert, in einem apokryphen SOKRATESWORT, das die Kommentatoren bislang nur bei ERASMUS entdeckt haben: „Rede, dass ich dich sehe“. Wer sich Maximen wie diese bisweilen in Erinnerung ruft, kann sie als Schnelltest gegen die Floskelflut der verschalteten Welt anwenden.

Zu solcher Arbeit am Logos können nun die alten Sprachen mehr beitragen als wohl jedes andere Fach – gerade weil keiner mehr mit ihnen anfängt, um später sichere Verträge zu entwerfen oder besser in der Welt voranzukommen (obwohl beides auf lange Sicht ziemlich wahrscheinlich ist), weil sie zum Denken in erzählbaren Zusammenhängen und zum Hinhorchen zwingen, weil sie sich vom geheimnisvollen, anfangs vertrackten grammatischen Baukasten bis zur Gründungsinstanz westlicher Poesie und Weltdeutung auf jeder Verständnisebene neu erschließen. Das Britische Empire hat gut gewusst, warum es mit Vorliebe altsprachlich Trainierte als Kolonialoffiziere nach Indien oder Afrika sandte: Das Vermögen, Systematik von Wildwuchs, Dissonanz von Einklang zu unterscheiden, dazu Geschmack und Temperament, erst recht die allmähliche Verfertigung witziger oder entscheidender Gedanken beim Reden, all diese nahezu universalen Maßstabsgrößen vermitteln die alten Sprachen *in nuce*. Der endlos diskutierte, mitunter bis auf Buchlänge ausgedehnte Katalog von Argumenten, mit denen man Eltern überzeugen will, dass ihre Kinder Latein und Griechisch lernen, erscheint mir letztlich als die Entfaltung dieses einen Gedankens: Wer auf Sprache achten lernt und an ihr Freude hat, wird achtsam für die gewachsene, auf Wachstum angelegte Vielfalt des Lebens, und genau das ist Bildung.

Natürlich sind die „Jünglinge“, um deren geistiges Wohlergehen der Juniorprofessor NIETZSCHE ehemals so mächtig besorgt war, nicht nur lexikalisch längst eine Antiquität. Von den vielen unter Ihnen, die jeden Tag auch für sich selbst am Begriff sinnvollen Übersetzens arbeiten, werden sich wenige dazu durchringen mögen, den *adulescens* einfach mal wieder ‚Jüngling‘ zu nennen – es tönt eben allzu deftig nach den Zeiten von Rauschbart

und Droschkenfahrt. Wer es aber doch probiert, kann plötzlich einen ganzen sozialgeschichtlichen Mikrokosmos darin wiederfinden, die leise Melodie entschwundener Epochen. Mit Nostalgie hat das nichts zu tun. War denn nicht auch im Wilhelminismus der Jüngling eigentlich schon ein verflüchtigt unalltägliches Wesen – und deshalb für den Blick auf Antikes gerade recht? War er nicht vielleicht schon lange zuvor eine künstliche Figur, silhouettenhaftes Formschema entschlossener Idealisierer? Mag er also ruhig in Anführungsstrichen stehen bleiben, der Gast aus dem muttersprachlichen Jenseits, unwillkommen sollte er nicht sein. Denn wer sich bisweilen solche Auftritte leistet, hält ganz nebenbei sein Gespür für Historizität und Tradition geschmeidig. Ich zumindest bin froh, das Wort ‚Jüngling‘ nicht erst bei SCHILLER, sondern in einer der frühesten, simplen Lektionen des *Ludus Latinus* kennengelernt zu haben, wo übrigens die deutschen Vokabeln listigerweise noch in Fraktur gedruckt waren. Durchblicke wie dieser führen ganz nebenbei vor Augen, dass, mit EGON FRIEDELLETS Bonmot, das Altertum keineswegs antik zu sein braucht.

Philologen, speziell Altphilologen, haben die ungeheure Chance, solche Entdeckungen humaner Echoräume spielerisch zu fördern – deshalb ist vorhin der absurde *Pensch* aufgetreten. Denn Experimentierfreude, Lust auf lautliche Entdeckungen, Spaß an Wortgeschichten, Wortwitz und, jawohl, Redekünste (bei NIETZSCHE ganz selbstverständlich „Sinn für die Form“) sind nicht nur die besten Helfer dabei, Pensumsdruck zu verscheuchen. Es passiert hier etwas Entscheidendes. Im genießenden Erleben auch der einfachsten sprachlichen Schöpfung fernab aller instrumentellen, taktischen Äußerung tritt die natürliche *Poiesis* des Wortes hervor, das was HUMBOLDT gegenüber dem *érgon* als *enérgeia* bezeichnet hat, die tätige Offenheit des Ausdrucks selbst. Und es bedarf hier wohl keiner umständlichen Erklärung, dass diese Offenheit, der im Sprachlichen gründende Möglichkeitsmodus des Denkens, letztlich gleichbedeutend mit dem *Humanum* an sich ist.

Wie oft und wie gewunden haben die geisteswissenschaftlichen Fächer in den vergangenen Jahrzehnten ihr Dasein rechtfertigen müssen!

Wie lange schon glauben sich Sprachen, vor allem die alten Sprachen – vom kleinen Zwischenhoch gerade in den letzten Jahren sollte man sich nicht täuschen lassen – schulpolitisch in der Defensive! Es muss wohl erst wieder bewusst werden, dass die Aufgabe von Geisteswissenschaften bis hin zur Philosophie nicht sein kann, überlieferte Fragestellungen zu erledigen, sondern sie offenzuhalten für die sprachliche, also gedankliche Vielfalt. Nicht Problemlöser, sondern Problemversther und Problemgestalter sind hier gefragt. Ist endlich auch die fatale Ungleichung von Bildung und Wissen überwunden, dann wird das lebendige Interesse an Sprache als der Basis jeder menschlichen Offenheit wie von selbst in sein Recht treten – und damit der Eigenwert der alten Sprachen als Ur-Atmosphäre und Ferment europäischen Geistes.

Ein 20-jähriger Feuerkopf, der zu einem der am weitesten blickenden, sprachbewusstesten Intellektuellen und Poeten seiner Zeit werden sollte, hat 1754 in Zürich geschrieben, Bildung sei die „Kunst, welche junge Leute lehret, das Gute und Böse vermittelst des bloßen Geschmacks richtig zu unterscheiden“. Ästhetisch fundierte Moral, *cultus animi*, kein Wissen. Dass dazu Vermögen und Anstrengung der Rede nötig waren, folgte für CHRISTOPH MARTIN WIELAND, den Pastorensohn, ganz selbstverständlich aus dem *Humanum* schlechthin; Sprache als Energie des Miteinander und zivilisierendes Substrat der Bildung eigens vorzustellen wäre ihm, auf den der Gedanke der „Weltliteratur“ ursprünglich zurückgeht, und den meisten wachen, rhetorisch versierten Zeitgenossen wie ein seltsam tautologisches Bemühen vorgekommen. In einer Zeit jedoch, da die Begeisterung für guten oder wenigstens treffenden Ausdruck so sehr von Schaltkreisen eingeschnürt ist und der flüchtigen Privatexistenz überlassen bleibt, schien es geboten, einmal die Stimme dafür zu erheben, dass nur ein bis zum Spielerischen freier, mutig gestalterischer Gebrauch der Sprache kulturelle Neugier und somit Bildung überhaupt gedeihen lässt. Die Prophezeiung sei gewagt: Wenn sich die alten Sprachen und Sie alle als ihre Fürsprecher dieser Zusammenhänge bewusst bleiben, dann wird die Zukunft ihnen offenstehen.

JOHANNES SALTZWEDEL, Hamburg

So tot sind die Toten nicht

Lebendig: Die deutschen Altphilologen tagen in Freiburg

Eine Urkunde in lateinischer Sprache – das war Ehrensache, als MONIKA MARON in der Aula der Freiburger Universität den Humanismus-Preis der Altphilologen entgegennahm. Und so laschte Maron, die die Auszeichnung nach politischen Figuren wie RICHARD VON WEIZSÄCKER und JUTTA LIMBACH als erste Schriftstellerin erhielt, mit einem staunenden und vergnügten Lächeln, als die Begründung vorgetragen wurde: In der DDR wie nach dem Mauerfall habe sie stets gekämpft „*pro libertate recuperanda et defendenda*“, hieß es da, für die Wiedergewinnung und Verteidigung der Freiheit. Auch „*fortitudo civilis*“ hörte sich irgendwie stärker an als „Zivilcourage“. Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes, der Berliner Didaktiker STEFAN KIPP, versäumte es dabei nicht, die Dehnbarkeit des Humanismus-Begriffes zuzugestehen: auch ERICH HONECKER habe sich als „Humanisten“ gesehen. Dass aber Monika Maron nicht etwa für lateinische Buchtitel wie „*Animal triste*“ oder Antike-Anspielungen in ihren Romanen, sondern für eine allgemeine „Haltung“ eine Ehrung als Humanistin verdient hatte, darüber war sich der versammelte Altphilologenkongress in Freiburg einig.

Das am Freitag zu Ende gegangene Fachtreffen der Latein- und Griechischlehrer stand nicht mehr, wie in früheren Jahren, unter gesellschaftlichem Legitimationsdruck. Denn die alten Sprachen sind heute bei Eltern und Schülern in Deutschland gefragt wie lange nicht mehr, der Mangel an vollausgebildeten Lehrern hält an. Deshalb geht es den Philologen jetzt um Qualitätssicherung, um die Frage, wie das sprachlich-interpretatorische Kerngeschäft bei kürzeren Stundenzahlen im „G 8“-Gymnasium betrieben werden kann – denn Sprachen lernt man nur

durch Übung – sowie um die Position des Lateinischen im Gesamtgefüge der Schulsprachen.

Mit dem Englischen haben die Lateiner Frieden geschlossen, denn die Konkurrenz als Anfangssprache am Gymnasium ist meist durch ein versetztes Nebeneinander ersetzt worden; nun muss die Arbeit am besseren Austausch zwischen Latein-, Englisch- und nicht zuletzt Deutschunterricht verbessert werden. Die Defizite der Deutschlehrer in der Grammatik-Schulung wiederum führen zur Frage der sprachlichen Integration von Migrantenkinder: über das Verhältnis von Türkisch und Latein wurden in der alten Humanistenstadt Freiburg methodische Diskussionen geführt, denn es entscheiden sich auch immer mehr Einwandererkinder für die abendländische Traditionssprache.

Im Kongressprogramm wurde ein neues iPhone-App „Lateinisches Wörterbuch für Philosophie und Theologie“ beworben, doch ging es auf dem Altphilologenkongress trotz des diesjährigen Schwerpunkts natürlich nicht nur um Sprachtraining und Übersetzung, sondern um das, was die Antike an Gehalt und Nachwirkungen in unsere Gegenwart transportiert. Die Transformation von Mythen, der lateinische Geist der Rechtswissenschaften, der alte Gegensatz von Kunst und Natur – solche Themen wurden debattiert, und man konnte auch Autoren der meist sehr differenzierten und zuverlässigen deutschen „Wikipedia“-Artikel zur Antike leibhaftig kennenlernen. Das T-Shirt „*Latine loquamur*“ mag sich nicht jeder überstreifen, doch tot, das konnte in Freiburg nicht nur Monika Maron spüren, tot sind die toten Sprachen noch immer nicht.

JOHAN SCHLOEMANN, München
(aus: Süddeutsche Zeitung,
10./11. 04. 2010, S. 14)

Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland (vorgelegt auf der Vertreterversammlung am 6. April 2010 in Freiburg) Berichtsjahr 2008/2009

Prolegomena:

Zu Beginn des vorliegenden Berichtes sind herzliche Worte des Dankes angesagt. Mein Dank gilt vor allem den Landesvorsitzenden für die Beantwortung der erbetenen Fragebögen und die Mühe und Arbeit, die dafür aufgewendet werden mussten. Besonders herzlich gedankt sei dem Landesvorsitzenden des Landesverbandes Schleswig-Holstein, Herrn RAINER SCHÖNEICH, für die freundliche Unterstützung und die Beantwortung vieler Fragen bei der Bewältigung meiner neuen Aufgabe.

Ein ebenso großes Dankeschön gebührt meiner Mitstreiterin Frau ANNE SCHOLZ vom Megina-Gymnasium in Mayen, die mir über das ganze Jahr hinweg eine ganz wesentliche Hilfe und Stütze bei der Anfertigung des Jahresberichtes gewesen ist.

Der Fragebogen ist im Vergleich zum Vorjahr nur geringfügig modifiziert worden. Auch die altbewährte und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, vertraute Aufteilung des Jahresberichtes, in dem Schwerpunkte der Entwicklung in den einzelnen Bundesländern dargelegt werden sollen, wollten wir bewusst nicht verändern.

Schülerzahlen

Allgemein

(Der folgende Abschnitt stützt sich auf die Pressemeldung des Pressesprechers des DAV, Herrn KARL BOYÉ.)

Der kontinuierliche Anstieg der Belegung des Schulfaches Latein seit 2001 hält weiter an. Auch Griechisch hat seine im Vorjahr deutlich gestiegene Quote im Wesentlichen gehalten.

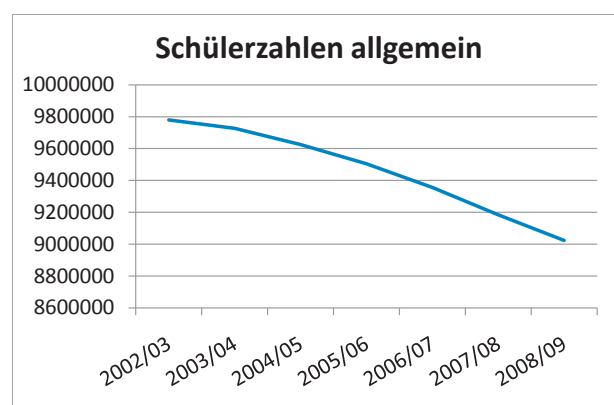
Die Seminare für Klassische Philologie an den Universitäten erfreuen sich einer starken Belegungsquote. Das Lehramt für Klassische Sprachen (Abschluss nach Bologna: Master) gilt für absehbare Zeit als krisensichere Berufswahl. Grund dafür ist die immer wieder hohe Zahl der Kinder und Jugendlichen, die sich bewusst für Latein und Griechisch entscheiden. Für das Schuljahr 2008/2009 verzeichnet das Statistische

Bundesamt an allgemeinbildenden Schulen 832.891 Schülerinnen und Schüler in der Sprache Latein – etwa 1% mehr als im vorausgehenden Jahr. Die Belegungsquote für Griechisch beträgt 15.659. Das sind rund 1,5% weniger als im letzten Jahr, als z. B. im bevölkerungsreichen Bundesland Nordrhein-Westfalen der Beginn der dritten Fremdsprache infolge des Wechsels vom Gymnasialmodell G9 zu G8 für zwei Klassenstufen gleichzeitig anstand.

Der Deutsche Altphilologenverband führt den Trend in den Klassischen Sprachen insbesondere darauf zurück, dass nicht etwa – wie vielfach vermutet – aus Statusgründen auf Latein und Griechisch gesetzt wird, sondern dass viele Kinder und Jugendliche aufgrund der lebendigen Anschauung die sich methodisch modern und inhaltlich breit vernetzt präsentierenden Fächer bewusst selbst wählen. Ganz wesentlich ist dabei auch die Zuschreibung hohen sprachlichen Kompetenzgewinns durch die Schülerinnen und Schüler.

Schülerzahlen allgemein

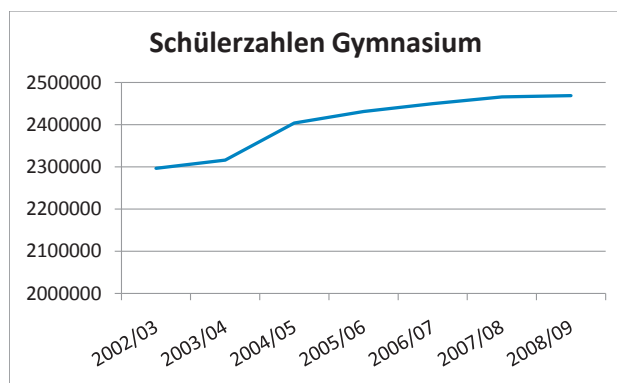
Die Schülerzahlen an den allgemeinbildenden Schulen in Deutschland befinden sich weiter auf Talfahrt. Seit dem Schuljahr 2002/03 sind die entsprechenden Zahlen somit um fast 8% gesunken. Im Mittel sind die Schülerzahlen an allgemeinbildenden Schulen in den letzten sieben Jahren um 1,25 % pro Jahr gefallen, wobei die Prozentsätze stetig gestiegen sind. In den letzten drei Jahren lag das prozentuale Mittel bei 1,7%.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung gegenüber dem Vorjahr in %
2002/03	9780277	-0,9
2003/04	9727034	-0,5
2004/05	9624854	-1,1
2005/06	9505241	-1,2
2006/07	9355857	-1,6
2007/08	9183811	-1,8
2008/09	9023572	-1,7

Schülerzahlen Gymnasium

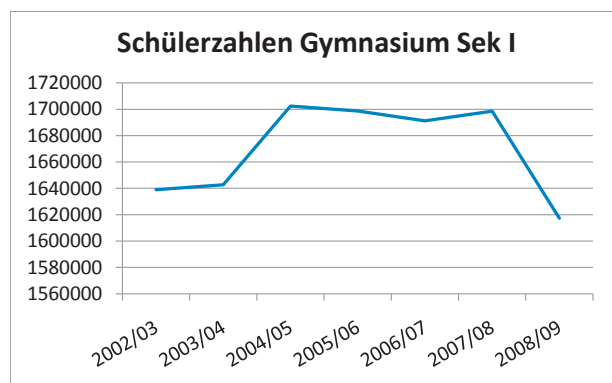
Trotz generell abnehmender Schülerzahl an allgemeinbildenden Schulen ist die Schülerzahl an Gymnasien weiter gestiegen, wenn auch nur noch sehr leicht, nämlich um 0,1% im Schuljahr 2008/09. Die Zunahme wird seit dem Schuljahr 2004/05 stetig geringer.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	2296724	?
2003/04	2316263	0,8
2004/05	2404043	3,7
2005/06	2431329	1,1
2006/07	2449752	0,7
2007/08	2466041	0,6
2008/09	2468949	0,1

Schülerzahlen Gymnasium Sek I

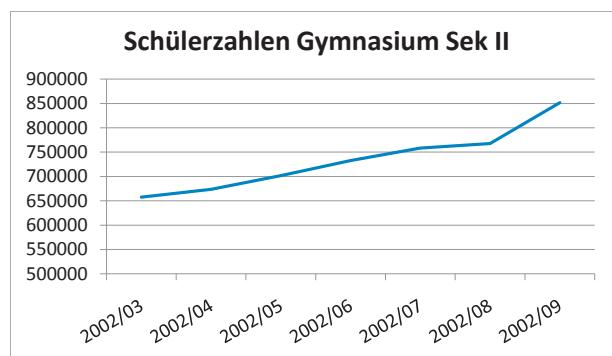
Sieht man sich die Schülerzahlen an Gymnasien getrennt nach Sekundarstufe I und II an, fällt auf, dass in der Sekundarstufe I die Zahlen in diesem Berichtsjahr einen deutlichen Einbruch von -4,7% erlitten haben.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	1638994	?
2003/04	1642653	0,2
2004/05	1702399	3,6
2005/06	1698686	-0,2
2006/07	1691274	-0,4
2007/08	1698569	0,4
2008/09	1617271	-4,7

Schülerzahlen Gymnasium Sek II

Ganz anders dagegen bei den Schülerzahlen in der Sek II. Hier sind die Zahlen im Jahr 2008/09 sprunghaft um fast 11% gestiegen.

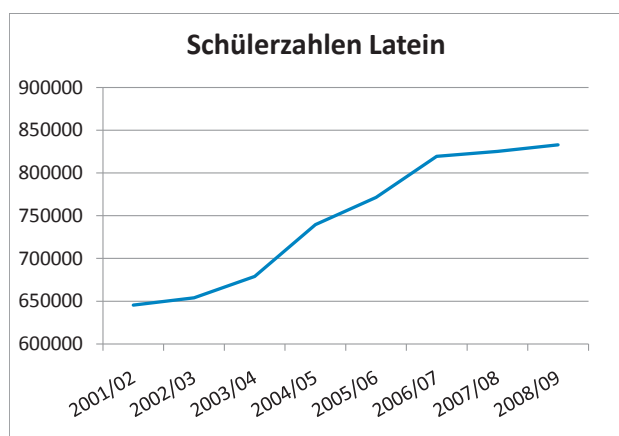


Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	657730	?
2003/04	673610	2,4
2004/05	701644	4,1
2005/06	732643	4,4
2006/07	758478	3,5
2007/08	767472	1,1
2008/09	851678	10,9

Schülerzahlen Alte Sprachen

Latein

Die Lateinschülerzahlen sind auch im aktuellen Berichtsjahr wieder gestiegen, wenn auch nur geringfügig um 0,9%. Dennoch sind seit 2001/02 die Zahlen stetig gestiegen, mit einem Hoch im Jahr 2004/05. Hier stieg die Zahl der Lateinschüler um fast 9%. Hinweis: In dieser Statistik sind die Zahlen aller Schulformen enthalten.



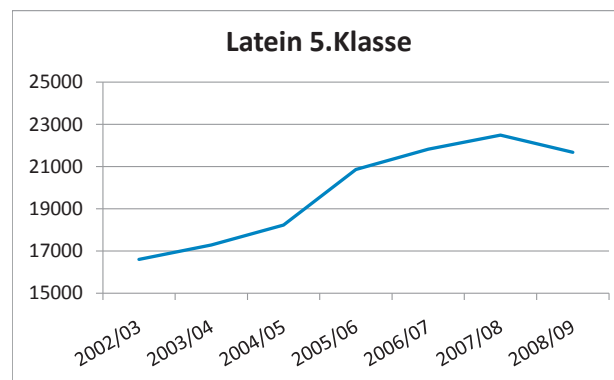
Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2001/02	645516	?
2002/03	654016	1,3
2003/04	679045	3,8
2004/05	739570	8,9
2005/06	771413	4,3
2006/07	819373	6,2
2007/08	825275	0,7
2008/09	832891	0,9

Latein in den Sekundarstufen an Gymnasien

Im Folgenden wird der Blick auf die Schülerzahlen im Fach Latein in den einzelnen Jahrgangsstufen der Sek I sowie der Sek II als Gesamtheit gelenkt. Hierzu ist zu sagen, dass diese Zahlen sich lediglich auf die an Gymnasien beziehen.

Ein weiterer Hinweis, der wie im letzten Jahr gilt, ist, dass es aus den Statistiken nicht hervorgeht, ob es sich um Latein als 1., 2., 3. oder gar 4. Fremdsprache handelt. Dies liegt daran, dass mittlerweile in einigen Bundesländern das Erlernen der ersten Fremdsprache obligatorisch in die Grundschule vorverlegt wird. Daher ist nicht zu klären, ob die Fünftklässler am Gymnasium Latein als 2. oder als 1. Fremdsprache erlernen.

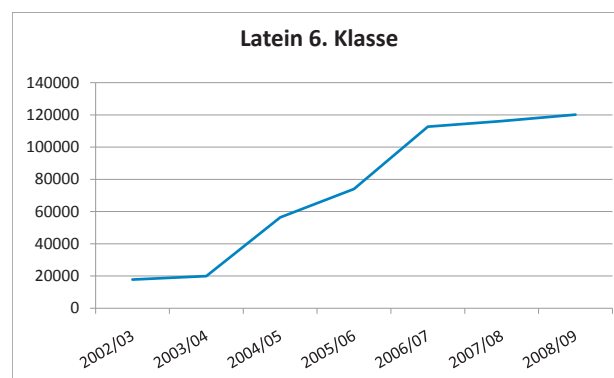
Nachdem die Zahlen in den letzten fünf Jahren gestiegen sind, fallen sie im Berichtsjahr erstmalig um 3,6%.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	15680	?
2003/04	16496	5,2
2004/05	18139	9,9
2005/06	20739	14,3
2006/07	21722	4,7
2007/08	22490	3,5
2008/09	21678	-3,6

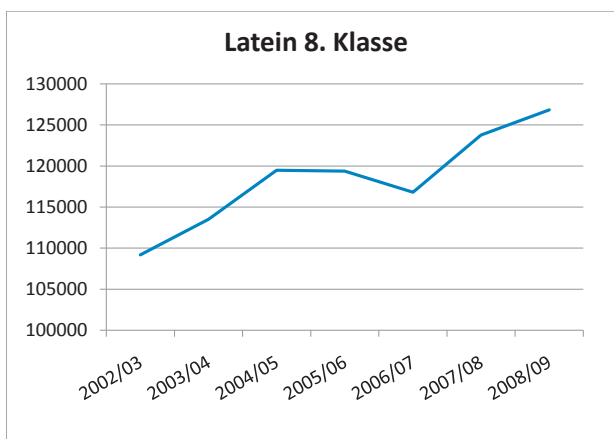
Auch in der Jahrgangsstufe 6 steigen die Zahlen der Lateinschüler. Die annähernde Verdreifachung im Jahr 2004/05 ist wohl auf das Vorziehen der zweiten Fremdsprachen zurückzuführen. Auch die Zahlen in den zwei Folgejahren, die einen Anstieg um 31,2% bzw. 52,1% brachten, sind vor diesem Hintergrund zu sehen.

In der folgenden Statistik sind somit Schüler mit Latein als erster und zweiter Fremdsprache enthalten.



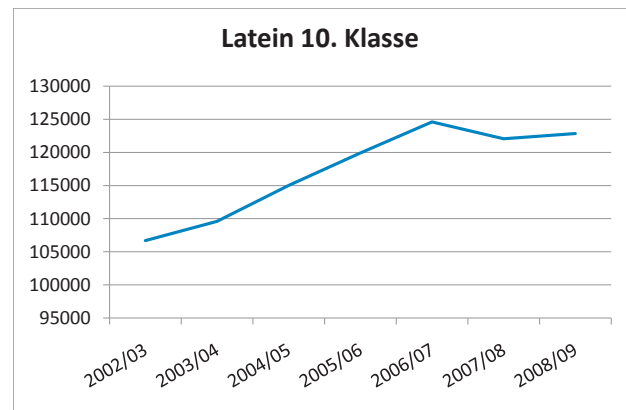
Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	17795	?
2003/04	19919	11,9
2004/05	56395	183,1
2005/06	74039	31,2
2006/07	112687	52,1
2007/08	116120	3,0
2008/09	120191	3,5

Da mit G8 das Erlernen einer dritten Fremdsprache nunmehr in die Klasse 8 vorgezogen wurde bzw. wird, sind in dieser Statistik Latein I, II und III enthalten.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	109181	?
2003/04	113515	3,9
2004/05	119480	5,2
2005/06	119373	-0,8
2006/07	116800	-2,1
2007/08	123764	5,9
2008/09	126822	2,4

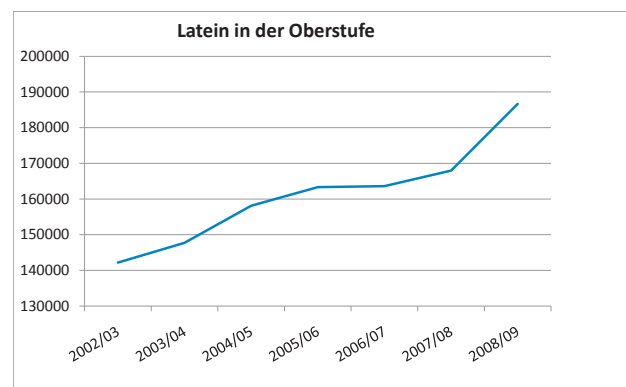
Diese Statistik beinhaltet nun auch zumindest z. T. die Schüler mit spätbeginnendem Latein, da im Zuge von G8 die 10. Klasse die Eingangsphase der Oberstufe bildet.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	106675	?
2003/04	109606	2,7
2004/05	115006	4,9
2005/06	119912	4,2
2006/07	124591	3,9
2007/08	122070	-2,0
2008/09	122845	0,6

Latein in der Oberstufe

Latein in der Oberstufe hat nach wie vor Aufwind. Der deutliche Anstieg um 22,8 Prozent liegt wohl darin begründet, dass auch die 10. Klasse der G8-Gymnasien Eingang in die Statistik findet.



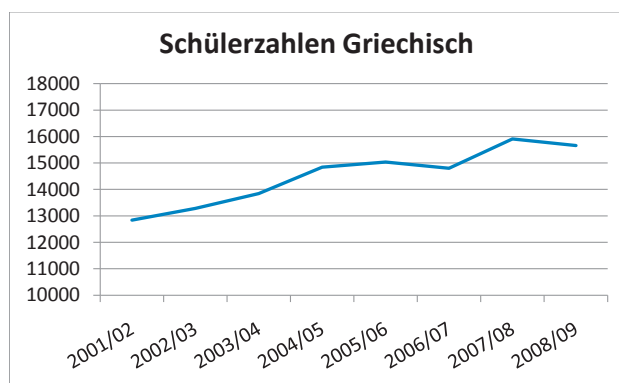
Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	128431	?
2003/04	132828	3,4
2004/05	142136	7,0
2005/06	146807	3,2
2006/07	147968	0,7
2007/08	151901	2,6
2008/09	186662	22,8

Für das laufende Berichtsjahr sind in den Aufzeichnungen des Statistischen Bundesamtes erstmals die Zahlen für G9 und G8 getrennt aufgeführt. Ein kurzer Blick hierauf erweist sich als interessant: In der Sekundarstufe I an G9-Schulen beträgt die Zahl der Lateinschüler 177.580, an G8-Schulen 435.936. Dagegen lauten die Zahlen für die Sekundarstufe II bei G9 129.022, bei G8 57.640. Diese Zahlen zeigen, dass sich Deutschland noch in einer Phase des Umbruchs befindet.

Griechisch

In der folgenden Statistik sind wie schon beim Fach Latein alle Schüler aller Schulformen enthalten.

Nachdem im letzten Berichtsjahr 2007/08 die Zahlen der Griechischschüler um ganze 7,4% gestiegen waren, sind sie für dieses Berichtsjahr 2008/09 wieder um 1,5% gesunken. Dennoch gibt es zur Zeit 21% mehr Griechischschüler als noch 2001/02

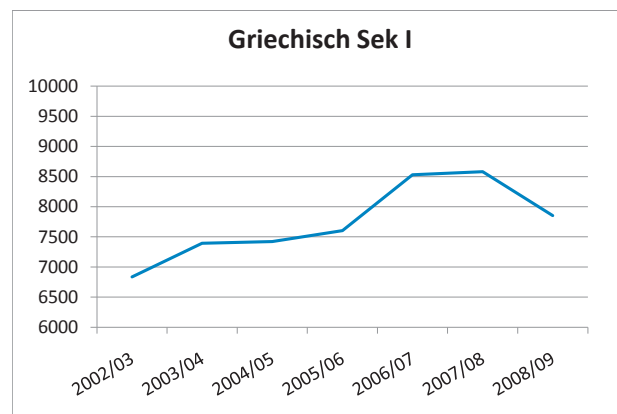


Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2001/02	12837	?
2002/03	13280	3,4
2003/04	13841	4,2
2004/05	14840	7,2
2005/06	15036	1,3
2006/07	14803	-1,5
2007/08	15909	7,4
2008/09	15659	-1,5

Griechisch in den Sekundarstufen an Gymnasien

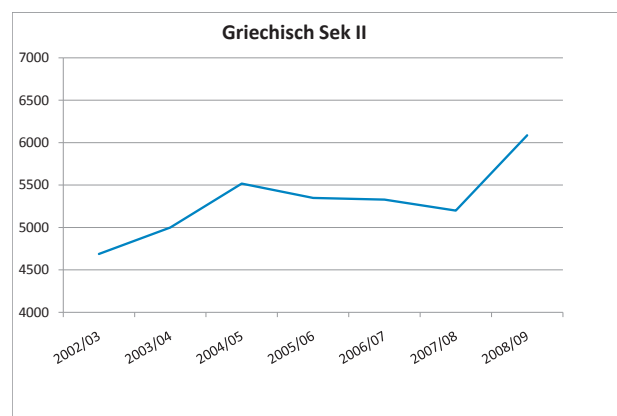
Die folgenden Zahlen beziehen sich wieder nur auf die Griechischschüler an Gymnasien. Nach

der erfreulichen Steigerung erleiden die Zahlen im Berichtsjahr einen Rückschlag. Die Schülerzahlen in der Sek I gingen um 8,4% zurück.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	6835	?
2003/04	7392	8,1
2004/05	7422	0,4
2005/06	7603	2,4
2006/07	8530	12,1
2007/08	8580	0,5
2008/09	7852	-8,4

Nachdem die Zahl der Griechischschüler in den vergangenen Jahren in der Sek II stetig gefallen ist, ist für das aktuelle Berichtsjahr ein Plus von 17% zu verzeichnen. Doch dies ist leider kein Grund zur Freude, da, wie bereits erwähnt, hier die ehemalige 10. Klasse als Eingangsphase in die Oberstufe bei G8, mit verzeichnet ist. Schaut man genauer auf die Zahlen im achtjährigen Gymnasium, stellt man fest, dass in der Eingangsphase 1423 Schüler Griechisch lernen, wohingegen in der 11. Klasse nur noch 220 und in der 12. Klasse gar nur 74 Schüler verzeichnet sind.



Schuljahr	Absolute Zahlen	Veränderung in %
2002/03	4688	?
2003/04	5000	6,6
2004/05	5517	10,3
2005/06	5348	-3,0
2006/07	5328	-0,3
2007/08	5199	-2,4
2008/09	6086	17,0

Anmerkung: Alle Daten entstammen den vom Statistischen Bundesamt veröffentlichten Fachserien 11 Reihe 1 zum Thema Allgemeinbildende Schulen.

Vorbemerkungen zum Folgenden:

Die Fülle von Details, die sich im bildungspolitischen Bereich von Bundesland zu Bundesland unterscheidet, kann in dem hier vorliegenden Bericht nur in Ansätzen geschildert werden. In vielen Bundesländern hat sich im Berichtsjahr 2008/2009 eine Fülle von Veränderungen ergeben, wie beispielsweise die Einführung der Profilerbstufe in Schleswig-Holstein oder die neuen Lehrpläne in Brandenburg.

1. Lehrerzahlen (Altersstruktur, Nachwuchs, Nachqualifizierungen)

Es ist nach wie vor eine Tatsache, dass bundesweit ein Mangel an Lateinlehrkräften besteht und sich dieses Problem vor dem Hintergrund der Entwicklung der Lateinschülerzahlen nicht gebessert hat. Der hohe vor allem durch Pensionierungen bedingte Bedarf an Lateinlehrkräften kann in allen Bundesländern nicht durch die Zahl von Neueinstellungen kompensiert werden, wobei auch der Einsatz von bereits pensionierten oder fachfremd unterrichtenden Kolleginnen und Kollegen hier keine Abhilfe schaffen kann. Die Zahl der Studienassessoren kann die Zahl der Pensionierungen nicht auffangen. Auch gibt es eine gewisse (unbekannte) Anzahl von Lehrerinnen und Lehrern, die Latein fachfremd unterrichten.

Die Situation verschärft sich auch deshalb, weil beispielsweise in Bremen einige Schulzentren und Gymnasien, nachdem sie Latein abgeschafft haben, nun anfangen das Fach „wiederzubeleben“ und Lateinlehrer brauchen.

Dem Landesbericht aus Hessen ist zu entnehmen, dass die Situation auf dem Arbeitsmarkt für die Schulen katastrophal aussieht, d. h., dass die Gymnasien noch halbwegs vernünftig ausgestattet sind, die Gesamtschulen – vor allem im Norden – sehr schlecht.

Der Altersdurchschnitt ist beispielsweise in Thüringen deutlich gesunken. Der überwiegende Teil der Kolleginnen und Kollegen ist unter 45 Jahren. Dagegen sind die Altphilologen in Berlin im Schnitt etwas älter als die Kollegen in anderen Fächern; der Nachwuchs aus den Fachseminaren bekommt in anderen Bundesländern schneller eine Stelle als in Berlin. Gründe dafür sind z. B. eine schnellere Verbeamtung in anderen Bundesländern, ein freundlicherer Umgang und die Unterstützung an Schulen. Insgesamt betrachtet liegt der Altersdurchschnitt der Latein- und Griechischlehrerinnen und -lehrer in den meisten Bundesländern bei etwa 45 Jahren.

Trotz des gar nicht so übel aussehenden Altersdurchschnitts kann es nach Einschätzung des Landesverbandes Mecklenburg-Vorpommern in wenigen Jahren einen akuten Lehrermangel geben, da aufgrund des niedrigen Einkommensniveaus und der Nichtverbeamtung aller Lehrer keinerlei Anreize zum Verbleib geschaffen werden.

Was das Problem des Nachwuchses betrifft, so zeichnet sich in den einzelnen Bundesländern ein differenziertes Bild ab.

In Bayern ist der Bedarf an Nachwuchskräften immer noch gewaltig, wie die aktuellen Einstellungsquoten von teilweise 100 % erneut belegen. In Schleswig-Holstein machen die Zahlen der Studierenden an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel allerdings Hoffnung auf mittelfristige Besserung. Auch an den hessischen Universitäten ist die Zahl der Lateinstudenten deutlich gestiegen. Aus Hamburg wird berichtet, dass nicht alle Anwärter eine Anstellung erhalten, obwohl Lateinlehrermangel herrscht. In Mecklenburg-Vorpommern gibt es viele Lateinstudenten, aber wenige Referendare, die nach der Ausbildung zum allergrößten Teil sofort in andere Bundesländer abwandern, ein Problem, das sich nach dem Motto „Wer stellt eher ein?“ auch in anderen Bundesländern weiterhin beobachten lässt.

Durch „Nachqualifizierungen“ wird beispielsweise in den Bundesländern MV, Sachsen, RP, NRW, SH-Holstein, Hessen (für Griechisch ist ein entsprechendes Angebot abgelehnt worden, obwohl es da auch entsprechenden Bedarf gibt) und Niedersachsen versucht, den Lateinunterricht abzudecken.

2. G-8/Zentralabitur:

G-8

Das achtjährige Gymnasium ist mittlerweile in allen Bundesländern mit Ausnahme von Rheinland-Pfalz flächendeckend eingeführt. Jedoch laufen in den meisten Bundesländern G8 und G9 noch parallel, da die Umstellung nicht vollständig vollzogen ist. Ausnahmen stellen Sachsen und Thüringen dar. Hier gab es nie G9. In Mecklenburg-Vorpommern sowie Sachsen-Anhalt ist die Umstellung bereits abgeschlossen. In Rheinland-Pfalz wird G8 zur Zeit nur an wenigen Gymnasien mit Ganztagsbetrieb erprobt. Alle anderen Gymnasien verfolgen weiterhin den rheinland-pfälzischen Sonderweg mit 12,75 Schuljahren. All dies bedeutet, dass es wohl noch einige Zeit dauern wird bis in allen Bundesländern einheitlich für alle Schüler das achtjährige Gymnasium zu durchlaufen ist. Vor allem, weil anscheinend einige Landesregierungen, wie z. B. die von Hessen oder Schleswig-Holstein, Wege finden möchten, dass den Schulen überlassen wird, welchen Bildungsgang sie anbieten.

Zentralabitur

Das Zentralabitur gibt es nun in allen Bundesländern bis auf Rheinland-Pfalz. Dieses wird auch in absehbarer Zeit kein solches einführen. Aber auch in den übrigen Bundesländern ist die Situation mehr als uneinheitlich. Für viele gilt, dass das Zentralabitur noch nicht in allen Fächern durchgeführt wird (BB, HH, NI, HB, SH). Zentral gestellte Ausgaben existieren zumeist für die schriftlichen Prüfungsfächer und/oder die sogenannten Kernfächer Mathematik, Deutsch, Englisch. Doch auch dort, wo die alten Sprachen Teil des Zentralabiturs sind, wird überlegt, ob „kleinere Fächer“ wieder vom Zentralabitur ausgenommen werden sollen (HE).

3. Stellung von Latein/Griechisch in der Fremdsprachenfolge:

Im Allgemeinen ist die Fremdsprachenfolge bei G9 Latein als 1. FS in Klasse 5, als 2. FS in Klasse 7, als 3. FS in Klasse 9 und als 4. FS in der Jahrgangsstufe 11. Bei G8 hat sich die Fremdsprachenfolge nun geändert. In der Regel 1. FS in Klasse 5, 2. FS in Klasse 6, 3. FS in Klasse 8 und 4. FS in Klasse 10. Egal ob G9 oder G8, Latein wird schwerpunktmäßig als 2. FS erlernt, Griechisch als 3. FS. Latein als 1. FS in Klasse 5 findet sich meist nur an altsprachlichen Gymnasien oder an solchen mit ausgewiesenem altsprachlichem Zweig. Hier wird auch Griechisch als 3. FS angeboten.

In mittlerweile 4 Bundesländern (BW, HB, MV, RP) ist das Erlernen der 1. FS, Englisch oder auch Französisch, in die Grundschule, z. T. ab Klasse 1, z. T. ab Klasse 3, vorverlegt worden. In diesen Bundesländern kann Latein dann nur noch als 2. FS gelernt werden.

Leider hat Griechisch in vielen Bundesländern einen besonders schwierigen Stand. Entweder es steht als 3. FS in Konkurrenz zu z. B. Französisch oder Angewandte Technik/Naturwissenschaft (SH) oder es wird kaum unterrichtet (SA, MV, HB). Ganze drei Gymnasien (SA) bzw. ein einziges (MV, HB) bieten überhaupt Griechisch (3. FS) an.

4. Oberstufensystem:

Das Bild, das sich bezüglich der Oberstufensysteme der einzelnen Bundesländer abzeichnet, ist immer noch recht unterschiedlich, jedoch haben im Vergleich zum Berichtsjahr 2007/2008 jetzt annähernd die Hälfte aller Bundesländer eine Profileroberstufe eingeführt oder stehen unmittelbar davor. In Hamburg zum Beispiel kann Latein in unterschiedlichen Profilkombinationen mit unterschiedlicher Stundenzahl belegt werden, Griechisch nur an etwa 3 Schulen.

In Thüringen existiert noch ein „Kurssystem mit Bändern“ (Mathematik oder Deutsch sind als Leistungsfach fest zu wählen), in Klasse 11 jedoch wird jetzt schon die „neue Oberstufe“ umgesetzt. Ein Vergleich beispielsweise zwischen den Bundesländern Bremen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein zeigt, dass im Bezug auf die

Anzahl der zu wählenden Fremdsprachen deutliche Unterschiede zu verzeichnen sind.

Was die Bundesländer betrifft, die weiterhin an einem Kurssystem festhalten, so lässt sich – im Hinblick auf die unterschiedliche Ausgestaltung – gegenüber dem letzten Berichtsjahr nichts wesentlich Neues beobachten. Sachsen hat die „neue weiterentwickelte Oberstufe“ analog zu den „aufwachsenden neuen Lehrplänen“ eingeführt, in der eine zweite fortgeführte Fremdsprache mit drei Wochenstunden verpflichtend belegt werden muss. In Bayern ist die Oberstufenreform jetzt abgeschlossen, d. h. das Abitur ist in 5 Fächern abzulegen, davon in einer Fremdsprache.

In Berlin läuft momentan zum letzten Mal die dreijährige Oberstufe an den Gymnasien; ab nächstem Schuljahr (2010/2011) entfällt die 11. Klasse.

Nach wie vor besteht zwischen allen Bundesländern Einheitlichkeit, dass künftig fünf Fächer in der Abiturprüfung enthalten sind. In einigen dieser Prüfungen werden zentrale Aufgaben abgeprüft.

5. Stellung von Latein/Griechisch in der Oberstufe:

Die Stellung der alten Sprachen in der Oberstufe ist im Vergleich mit den Vorjahren von Bundesland zu Bundesland nach wie vor sehr unterschiedlich. Tendenziell lässt sich folgendes festhalten:

- In allen Bundesländern werden die alten Sprachen, vor allem Latein, in den Oberstufen ermöglicht. Dies betrifft in Latein sowohl Leistungs- und Grundkurse als auch das neu einsetzende Latein ab der Jahrgangsstufe 11.
- Es sind aber auch Probleme zu verzeichnen durch teils deutliche Präferenzen mancher Schulleiter und Oberstufenkoordinatoren für Englisch bzw. spätbeginnendes Spanisch.
- Die Qualität leidet dagegen insbesondere an der Spitze durch gemeinsames Unterrichten von Leistungskurs- und Grundkurs-Teilnehmern.
- Teilweise ist das Angebot jedoch stark gefährdet wegen vorgeschriebener Kursfrequenzen, besonders an den nicht humanistischen Gymnasien.

- Im Fach Griechisch ist die Lage in den einzelnen Bundesländern sehr unterschiedlich ausgeprägt. Zum Teil spielt Griechisch in der Oberstufe nur noch eine untergeordnete Rolle oder ist so gut wie gar nicht mehr vorhanden, oder Griechisch wird bis zum Abitur gewählt, Latein dagegen nach Erwerb des Latinums abgewählt.
- In Niedersachsen sind Latein und/oder Griechisch als schriftliche oder mündliche Prüfungsfächer im Abitur wählbar. Griechisch als schriftliches Prüfungsfach wurde im letzten Durchgang von etwa 50 Schülern belegt. Diese Zahl dürfte eher abnehmen. Latein ist, vor allem natürlich an den Traditionsschulen mit etabliertem Latein, weiterhin gut als schriftliches Prüfungsfach vertreten.
- In einigen Bundesländern hat das neue Oberstufensystem quantitativ eher zu einer Steigerung der anwählenden Schüler geführt. In Sachsen beispielsweise hat sich die Zahl der Schüler in dreistündigen Latein-Grundkursen landesweit vervielfacht.
- In der im nächsten Jahr in Schleswig-Holstein neu einsetzenden Profileroberstufe ist Latein möglich als an vielen Schulen eingerichtete Kernfachfremdsprache, als profilgebendes Fach und als 2. bzw. 3. Fremdsprache; für Griechisch ist nach der Verordnung all dies auch möglich, de facto wird es allerdings „nur“ als 2. bzw. 3. Fremdsprache angeboten.
- Bei zu niedrigen Kursfrequenzen gibt es beispielsweise in Bremen das Modell „Huckepackkurs“. Leistungskurs und Grundkurs werden für drei Stunden gemeinsam unterrichtet, der Leistungskurs erhält dann noch zwei zusätzliche Stunden.
- In Hessen stellt sich die Situation so dar: Dadurch, dass eine 2. Fremdsprache bis einschließlich der 12. Jgst. notwendig ist, wenn man keine 2. Naturwissenschaft nehmen will, kommen auch vermehrt Grundkurse zustande. Latein als 3. Prüfungsfach wird einzeln gewählt.

6. Situation in der ersten Phase der Lehrerbildung: Studium

Aufgrund der Tatsache, dass Latein und Griechisch nur an Gymnasien bzw. Gesamtschulen unterrichtet werden, bezieht sich die Darstellung nur auf den von der KMK als Lehramtstyp 4 bezeichneten Studiengang. Dahinter verbirgt sich in den meisten Bundesländern das sogenannte Lehramt an Gymnasien.

Die Umstellung der bisherigen Studienstruktur (mit dem Abschluss Staatsexamen beim Lehramt für Gymnasien) auf die zweigliedrige Struktur des Bachelor- und Masterstudienganges mit den Abschlüssen *Bachelor of Education* (B. Ed.) und *Master of Education* (M. Ed.) ist laut statistischem Bundesamt im Jahr 2008 schon „weit vorangeschritten“. Damit scheinen die Vorgaben der KMK, eine „möglichst flächendeckende Umsetzung des gestuften Graduiertensystems bis zum Jahr 2010“ zu erreichen, nahezu erfüllt.

Das Lehramt ist zur Zeit der einzige der ehemals staatlich regulierten Studiengänge, der ins gestufte Studiensystem integriert wurde. Dennoch gibt es in einzelnen Bundesländern, wie z. B. Nordrhein-Westfalen und Mecklenburg-Vorpommern noch das klassische Staatsexamen für Lehramtskandidaten. In Sachsen werden die Prüfungen „derzeit noch doppelt abgenommen, als Klausur im Kurs (modular) [und] als von der Bildungsagentur organisierte staatliche Prüfung.“

Zwar besteht im derzeitigen System nach wie vor die Möglichkeit, ein Drittfach zu studieren, sie wird jedoch in der Praxis kaum realisiert. Grund dafür ist die gestiegene Arbeitsbelastung der Studierenden durch die Straffung der Lerninhalte. Das ist besonders für Griechisch, das häufig als Drittfach studiert wurde, von Nachteil, wie von mehreren Landesvorsitzenden beklagt wird.

Alles in allem wird die Situation an den Hochschulen in den einzelnen Bundesländern als „verwirrend“ beschrieben, was auch auf die gesamtdeutsche Sicht übertragbar ist.

7. Situation in der zweiten Phase der Lehrerbildung: Referendariat

Im Rahmen des veränderten Studiums sollte auch die zweite Phase der Lehrerbildung verändert werden. Zwei Veränderungen sind wesentlich: Durch die Vorgabe, schon im Studium mehrere Schulpraktika ableisten zu müssen, sollte die Dauer des Vorbereitungsdienstes von 24 Monaten auf 18 Monate gekürzt werden. Dies ist mittlerweile in einigen Bundesländern tatsächlich geschehen, so im Saarland, in RP, HH, HB. In Schleswig-Holstein scheint man die Verkürzung wieder rückgängig gemacht zu haben. Von den verbleibenden Bundesländern planen zumindest zwei eine Verkürzung.

Die zweite Veränderung im Zuge des Bologna-Prozesses ist wie im Studium die Modularisierung des Referendariats. Diese ist in sechs Bundesländern bereits durchgeführt. In HH spricht man von einer Teilmodularisierung. Die übrigen Länder halten an der klassischen Referendariatsausbildung fest.

Klagen werden aus den Bundesländern mit verändertem Referendariat laut. Zum einen ist die Zahl an Referendaren wohl recht gering (RP, NW), zum anderen führt, ähnlich wie im Studium, die Modularisierung zu einer Überlastung der Referendare (HE).

Zusammenfassend lässt sich auch bezüglich des Referendariats festhalten, dass keine Einheitlichkeit in Deutschland herrscht.

Wie im letzten Bericht bereits angedeutet, wurde anscheinend zum 1.2.2010 ein weiteres Fachseminar für Latein in Berlin eröffnet.

8. Situation im Bereich Lehrerfortbildung: Schwerpunkte? Wer führt Fortbildung durch? Finanzierung?

Bezüglich der Fortbildungsveranstaltungen lässt sich feststellen, dass hier der Schwerpunkt auf Latein liegt. Die Themen richten sich teils nach Bedarf und dem Wunsch der Lehrkräfte, teils sind sie angelehnt an die neuen Lehrpläne, zum Teil ergeben sie sich auf Anregung und durch die Organisation durch die DAV-Landesverbände.

In Hamburg, Baden-Württemberg und Sachsen-Anhalt werden die Fortbildungsveranstaltungen ausschließlich über das Land angeboten.

In der Mehrzahl der Bundesländer werden von staatlicher Seite und von Fortbildungsinstituten in Zusammenarbeit mit den DAV-Landesverbänden teilweise auch mehrtägige Fortbildungsmaßnahmen angeboten. Ausnahmen bilden hier lediglich Mecklenburg-Vorpommern und Berlin-Brandenburg, wo ausschließlich Angebote über den DAV gemacht werden.

Prinzipiell kann man sagen, dass zunehmend Fortbildungsangebote gemacht werden, da in einigen Bundesländern die Verpflichtung zur Fortbildung besteht (HH, HB). Viele DAV-Landesverbände nutzen den Landesverbandstag zur Fortbildung. Aber auch einige sehr engagierte Kolleginnen und Kollegen bieten von sich aus Veranstaltungen an (Hessen). In Sachsen besteht auf diesem Gebiet eine Zusammenarbeit mit der Universität, in NRW mit den Bistümern für Griechisch.

Zur Finanzierung ist zu sagen, dass sie in Bayern zum großen Teil vom DAV-Landesverband gedeckt ist. In vielen Bundesländern liegt die finanzielle Hauptlast bei den DAV-Landesverbänden, teilweise unterstützt vom Land (NRW Niedersachsen, Hessen). In den übrigen Bundesländern geschieht das eher über das Land und die Fortbildungsinstitute mit Unterstützung der DAV-Landesverbände. In Berlin und Brandenburg beteiligt sich auch der Klett Schulbuchverlag an der Finanzierung. Dabei werden in der Mehrzahl der Veranstaltungen die Fahrtkosten der Teilnehmer gedeckt sowie die Honorarkosten. Teilweise werden auch Unterkunft und Verpflegung übernommen. Generell lässt sich aber feststellen, dass die Kosten für die DAV-Landesverbände immer noch sehr hoch sind.

9. Lehrpläne

In den meisten Bundesländern, die G8 eingeführt haben, wird die Umstellung von G8 auf G9 bis spätestens 2013 abgeschlossen sein. Das bedeutet, dass ab diesem Zeitpunkt alle Schüler das achtjährige Gymnasium durchlaufen. Aus diesem Grund sind auch mittlerweile die Lehrpläne sowohl für Sek I als auch für Sek II überwiegend an G8 angepasst. Ab dem Schuljahr 2010/11 sind

in 12 Bundesländern die G8-Lehrpläne gültig. Die Ausnahme bilden zum einen RP mit seinem Modellversuch, welcher neue Lehrpläne bisher nicht notwendig macht, zum anderen SH, wo die Umstellung erst 2016 abgeschlossen sein wird. Hier gibt es bislang nur Handreichungen zu G8.

Cogitanda

Wie auch den Jahresberichten der vergangenen Jahre zu entnehmen ist, so bleibt eine Reihe von wesentlichen Aspekten auch in der Gegenwart im Fokus der Betrachtung. Allen Dingen voran wird natürlich die Entwicklung der Schülerzahlen von größter Bedeutung sein, doch auch die Ausbildung von Lehrkräften im Sinne eines Miteinanders von Schule und Hochschule darf nicht aus dem Blick geraten. Hier gilt es nach wie vor im Referendariat auf die notwendigen Qualitätsstandards zu achten.

Welchen Einfluss allgemein die Tendenz in der Schulentwicklung vom drei- zum zweigliedrigen Schulsystem und zu Gesamtsystemen (Gemeinschaftsschule oder Gesamtschule) auf die alten Sprachen haben wird, bleibt ebenfalls abzuwarten. Positiv hingegen ist die Feststellung, dass insgesamt betrachtet zu erkennen ist, dass wieder mehr in Bildung investiert wird.

Summa

Da im bildungspolitischen Bereich in der Bundesrepublik immer noch eine schier unübersehbare Fülle von Veränderungen vorstatten geht und sich damit in mancher Hinsicht die Frage der Sinnhaftigkeit stellt, bleibt zu wünschen, dass sich in der vor uns liegenden Zeit ein ausreichendes Maß an Muße in der Planung und Ausgestaltung einstellt, um so *cum otio* weiterhin ein Höchstmaß an Engagement für den Erhalt der Fächer Latein und Griechisch an unseren Schulen aufbringen zu können.

HORST DIETER MEURER

(Der Autor ist Vorstandsmitglied des DAV in Rheinland-Pfalz, im Bundesvorstand zuständig für die Auswertung der Berichte aus den Landesverbänden.)

A. Fachwissenschaft

Eine Studie über den berühmtesten Stein aus dem Baukasten homerischer Formelverse, die ἔπεα πτερόεντα eröffnet das dritte Heft des 104. Jahrganges (2009) von **Classical Philology** (STEVE REECE, *Homer's Winged and Wingless Words*, 261-278). Wesentlich seltener als die „geflügelten Worte“ (124mal) erscheint die Metapher des ἄπτερος μῦθος. Beide Formeln werden auf ihren semantischen Gehalt und alternative Lesarten (ἔπε' ἄπτερόεντα, ἄπτερος μῦθος) hin untersucht.

Im Band 138 des **Hermes** stellt RENAUD GAGNÉ (*Invisible Kin: Works and Days* 280-285, 1-21) die hesiodeische Aussage, dass ein Meineid nicht nur dem Meineidigen selbst, sondern auch seinen Nachfahren schade, in einen weiteren literaturgeschichtlichen Kontext. D. STEINER (*The Immeasures of Praise: The Epinician Celebration of Agamemnon's Return*, 22-37) interpretiert die Chorverse 783-809 und die Willkommensrede der Klytaimnestra (895-902 und 966-972) im *Agamemnon* des AISCHYLOS als literarische Reflexion pindarischer Epinikiendichtung. MARCUS DEUFERT (Zu den gegenwärtigen Aufgaben der Lukrezkritik, 48-69), der eine LUKREZausgabe für die *Bibliotheca Teubneriana* vorbereitet, legt dar, welche Prinzipien zugrundezulegen sind, um eine Verbesserung des Lukreztextes erreichen will. FRANCIS CAIRNS (*The Mistress's Midnight Summons: Propertius* 3.16, 70- 91) interpretiert die im Titel genannte Elegie, in der der Dichter überlegt, sich auf eine möglicherweise gefährliche Reise zu Cynthia nach Tibur zu begeben, mit Hilfe der Kenntnis topographischer Details, wie etwa der, dass sich PROPERZ' Haus auf dem Esquilin in unmittelbarer Nähe der *Via Tiburtina* befand. Die überlieferten Varianten der Verse 13f. werden ausführlicher diskutiert.

Im **Museum Helveticum** 67 vergleicht TOBIAS REINHARDT (*Plausibility in Plato's Phaedrus and the Rhetorica ad Alexandrum*, 1-6) die Konzepte von Wahrheit und Plausibilität in *Phaedr.* 259e-274a mit *Rhet. ad Alex.* 1428a25-b9. RAPHAEL REY (*L'attribution de pensées comme argument dans la Seconde Philippique de Ciceron*, 18-

28) veranschaulicht die Technik, dem Gegner bestimmte Gedanken und Motive zu unterstellen. GODO LIEBERG hilft in seinem Beitrag, in welchem *quomodo Horatius structuram carminis noni Odarum libri tertii effecerit, explicatur* (29-34), Latein als Wissenschaftssprache lebendig zu erhalten.

J. H. RICHARDSON plädiert im **Rheinischen Museum** 153 (*The Oath per Iovem lapidem and the Community in archaic Rome*, 25-42) dafür, die Aussagen des POLYBIUS 3, 22 über die Eidesformel bei *Juppiter lapis*, die zur Bekräftigung der Verträge mit Karthago gesprochen wurde, ernst zu nehmen und knüpft daran weitergehende Betrachtungen über die römische Staatsverfassung in archaischer Zeit. MARKUS MÜLKE bietet mit seinem Beitrag (*Adulteratio und aemulatio – Verfälscher als Co-Autoren?*, 61-91) einen mit zahlreichen Beispielen illustrierten Überblick über das Problem der bereits in der Antike praktizierten ‚Verfälschung‘ verbreiteter Texte durch Interpolationen, Textänderungen und Streichungen und geht den Motiven solcher Verfälschungen nach.

In den **Humanistica Lovaniensia** 58 (2009) zeigt RAINER JAKOBI (Das Prooem der *Ars Grammatica* Vallas: Eine Poetik humanistischer Lehrdichtung, 45-52), dass die Lehrdichtung des LUKREZ bereits in der Frühzeit der humanistischen didaktischen Poesie (LORENZO VALLAS *Ars Grammatica* entstand kurz nach 1449) gattungsprägend ist und ihr poetisches Programm zum Angriff auf das *Doctrinale* ALEXANDERS DE VILLA DEI nutzt.

Wer schließlich gerade die Odyssee im Unterricht behandelt und auch an der Nausikaa-Episode nicht vorübergeht, wird in DAVID M. SCHAPS' Beitrag „*Nausikaa the Comedienne: The Odyssey and The Pirates of Penzance*“, im **International Journal of the Classical Tradition** 15 (2008) 217-232, eine Anregung für einen Vergleich zwischen Buch 6 der Odyssee und Akt 1 der komischen Oper von GILBERT und SULLIVAN finden.

FELIX MUNDT

B. Fachdidaktik

Nach gut zehn Jahren hat sich die Redaktion des **Altsprachlichen Unterrichts** in **Heft 1/2010** erneut des Themas Komödie angenommen, diesmal mit ausschließlichen Fokus auf **PLAUTUS** und **TERENZ**. Hierzu neue Anregungen zu geben scheint nicht ganz leicht gewesen zu sein: Ganze vier Praxisbeispiele bilden den Schwerpunkt der Ausgabe, die dafür umso mehr Platz für die zu den Unterrichtsvorschlägen gehörenden Materialien zur Verfügung hatte. Angesichts des Grundlegenden Basisartikels, den **WILLIBALD HEILMANN** für den **AU 5/1999** verfasst hatte, verzichtet **PETER RIEMER** im Basisartikel dieser Ausgabe auf Wiederholungen und untersucht stattdessen nach einer sehr kurz gehaltenen thematischen Einführung äußerst kompetent Begrüßungssequenzen und ihre jeweilige Funktion in den plautinischen und terenzischen Komödien. Ob eine solche querschnittsartige Lektürewise für die Schule geeignet ist, bleibt dabei offen. Erfolgreich in einer 9. Klasse erprobt ist dagegen das erste Praxisbeispiel von **STEPHAN FLAUCHER**, der Möglichkeiten aufzeigt, wie man die *Mostellaria* des **PLAUTUS** in etwa 40 Unterrichtsstunden in Gänze mit Schülern behandeln kann; gemäß dem beigefügten Lektüreplan werden knapp die Hälfte der Verse im Original, der restliche Text in deutscher Übersetzung gelesen, wodurch Raum für szenische Umsetzungen und Interpretation geschaffen wird. Zeitlose Themen wie Generationenkonflikte und Erziehungsfragen stellt **JAN FOLLAK** in den Mittelpunkt seiner gut nachvollziehbar beschriebenen Unterrichtseinheit, die einzelne Passagen aus dem *Heautontimorumenos* zur szenischen Interpretation des Vater-Sohn-Konflikts nutzt: Das Übersetzen wird dadurch „zu einer Übergangsphase auf dem Weg hin zu einer szenischen Darstellung“ (S. 18) vor den Mitschülern. Zur Hinführung nutzt der Verfasser lateinische Sprechtexte aus den *Hermeneumata Pseudodositheana*, die bei ähnlicher Thematik weniger sprachliche Schwierigkeiten enthalten. Diese sind – wie auch die Ausschnitte aus **TERENZ** – mit Vokabelhilfen und Aufgaben für die Arbeit in Gruppen aufbereitet und als Kopiervorlagen beigegeben. Eine methodisch äußerst abwechslungsreiche Herangehensweise macht aus den *Adelphen*

des **TERENZ** im Praxisbeispiel von **BIRGIT EICKHOFF** „eine nicht ganz alltägliche Lektüre“ (so der Titel des Beitrags): Die Konzeption ermöglicht in nur 14-16 Unterrichtsstunden eine anschauliche Behandlung der gesamten Komödie, wobei eine nur sehr begrenzte Anzahl von Versen für die mikroskopische Lektüre vorgesehen ist. Andere für die Handlung wichtige Passagen werden den Schülern durch den phantasievollen und motivierenden Einsatz des bekannten Comics von **OBERST** unter befruchtendem Rückgriff auf die Fachdidaktik des Englischen nahe gebracht. Vier ideenreiche Arbeitsblätter finden sich im Materialanhang. **DIETRICH STRATENWERTH** verfolgt dagegen in seinem Vorschlag zu Terenz' *Eunuchus* einen eher textzentrierten Ansatz: Über wenige mit umfangreichen Vokabelhilfen versehene und durch deutsche Zwischentexte verbundene Textpartien (achtseitige Kopiervorlage) lassen sich in seinem sehr knapp erläuterten Praxisbeispiel sowohl der Handlungsverlauf als auch die Hauptcharaktere erfassen; zugleich erhalten die Schüler einen repräsentativen Eindruck der römischen Komödie. In der Rubrik **AUextra** stellt **HANS-JOACHIM GLÜCKLICH** unter dem Titel „Leider nicht von mir – oder doch?“ sehr ausführlich die plautinisch inspirierte Filmkomödie „Toll trieben es die alten Römer“ („*A Funny Thing Happened On The Way To The Forum*“, USA 1965) vor. Wenngleich sich der Autor in den Abschnitten „Zeitbezüge“ und „Anspielungen auf andere Filme und Musicals“ m. E. in teilweise etwas weit hergeholt Details zu verlieren scheint, bietet der Aufsatz mehr als genug Anregungen und Hintergrundinformationen, um den Film beim Thema Komödie Gewinn bringend im Lateinunterricht einsetzen zu können. Im Magazin-Teil gibt **KATHARINA WAACK-ERDMANN** wertvolle Anregungen zur Realisierung eines Internet-Projektes zur römischen Komödie anhand ihrer schon vor einigen Jahren mit Schülern entwickelten Website www.pagina-plautina.de.vu. Im letzten Beitrag des Heftes analysiert **ULRIKE AUHAGEN** aus rein fachwissenschaftlicher Perspektive sachkundig „Hetären bei Plautus und Terenz“ als Vertreter des in römischen Komödien so beliebten „niedereren“ Personals.

MARTIN SCHMALISCH

Im Mittelpunkt von **Heft 117/2 (2010)** der Zeitschrift **Gymnasium** steht CAESAR. – A. LUTHER: „Zum Orientfeldzug des Gaius Caesar“, 103-127: Kurz vor der Zeitenwende wurde C. CAESAR, der Enkel und Adoptivsohn des AUGUSTUS, in den Orient gesandt, um den römischen Einfluss in Armenien wiederherzustellen und das Verhältnis zu den Parthern neu zu regeln. Die zeitgenössische Literatur und die offizielle Propaganda ziehen u. a. eine Verbindungslinie zwischen dem Feldzug des C. Caesar und dem ALEXANDERZUG und deuten hierdurch die Idee der Weltherrschaft an. Im vorliegenden Beitrag wird untersucht, ob sich eine derartige Tendenz auch in den Schriften IUBAS VON MAURETANIEN und ISIDORS VON CHARAX nachweisen lässt, die im Vorfeld der Expedition für C. Caesar landeskundliche Handbücher über Arabien und das Partherreich verfassten. – L. ZIESKE: „Julius Caesar in Vergils Aeneis“, 129-140: Die Verse 286-290 im 1. Buch der *Aeneis* beziehen sich auf C. IULIUS CAESAR, die Verse 291-296 auf AUGUSTUS. In dieser Prophezeiung des Iuppiter gegenüber Venus (v. 286-296) werden die Taten beider als Schritte hin zur Erfüllung der *fata* und insofern nicht kontrastierend, geschweige denn wertend behandelt. Anders verhält es sich mit den Darstellungen Neptuns und des Aeolus im 1. Buch der *Aeneis*: In der Darstellung des Neptun scheint die positiv gezeichnete Gestalt des Augustus durch, in der Darstellung des Aeolus, der als *rex* agiert, die Gestalt Caesars. Auf diese Weise übt Vergil, wie auch an anderer Stelle der *Aeneis*, Kritik an Caesar, ohne sie offen auszusprechen. Damit folgt er einer gängigen Praxis der augusteischen Dichtung. – A. A. LUND: „Zur Identität der von Tacitus Germ. c. 46 erwähnten Monstra“. 141-148: In diesem Artikel geht es zunächst um den Nachweis, dass TACITUS die so genannten *Fenni* gezielt als *homines feri* darstellt, um sie anschließend vom Ruch zu befreien, sie seien *homines semiferi*, d. h. *monstra*. Danach wird gezeigt, mit welcher Art von *monstrum* andere Autoren sie in der römischen Antike verglichen haben, wobei die verdorbene Textstelle (*Germ. c. 46,4*), die dies nicht hergibt, aus einer römischen Optik emendiert wird. Schließlich folgen einige Bemerkungen zum antiken Begriff des *monstrum*.“

Die Zeitschrift **Antike Welt** macht im **Heft 2/2010** „Banker, Sponsoren, Finanziers“ zum Thema: Diskussionen um eine ebenso effektive wie gerechte Finanzpolitik toben nicht nur heute angesichts von Wirtschaftskrise und globalisierten Märkten. Bereits im klassischen Athen stritt man sich über den richtigen Weg, Gelder in die öffentlichen Kassen fließen zu lassen. Die Entwicklung führte letztlich zu vollständig bürokratisierten ‚Vermögenssteuern‘. Und auch das Kultursponsoring ist keine Erfindung der Moderne: Spätestens im 5. Jh. v. Chr. brachten vermögende Bürger regelmäßig nicht eben geringe Summen auf, um kulturelle Großereignisse zu fördern. Wie betreibt man eine gerechte Finanzpolitik? Die Athener setzten zunächst auf freiwillige Abgaben Wohlhabender, führten schließlich aber eine bürokratisierte ‚Vermögenssteuer‘ ein; mehr darüber in: S. GÜNTHER: „Die Stütze des Staates. ‚Reichssteuern‘ im klassischen Athen“ (8-13). – Gutes tun und darüber sprechen: Nach diesem Motto handelten die sog. Choregen, die als Stifter verschiedener griechischer Wettkämpfe fungierten. SOI AGELIDIS schreibt über „Antikes Kultursponsoring – Die Choregen und ihre Denkmäler“ (14-20). – K. STAUNER nimmt unter dem Titel „Geben und Nehmen – Die Finanziers von Puteoli“ (21-26), die Familie der *Sulpicii* in den Blick. – Die Spuren von drei geläufigen „Geflügelten Worten“ untersucht KL. BARTELS in „Schuster, bleib bei deinen Leisten!“ Von der Kunst, zur rechten Zeit aufzuhören“ (96).

Was dachte ein Römer, wenn er im Zirkus eine Giraffe sah? Und warum waren Elefanten ein geeignetes „Kriegsgerät“? Das Titelthema von **Antike Welt 3/2010** beleuchtet den Umgang mit den Exoten der Fauna, die die Menschen in der Antike umgab. Eine Art antikes „Brehms Tierleben“ seltener Tiere begegnet uns in Gestalt des sog. ARTEMIDOR-Papyrus aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, der etwa 40 Zeichnungen von Tieren mit exakter Benennung und ganz erstaunlich genauer Wiedergabe ihrer entsprechenden Merkmale aufweist. So R. K. KINZELBACH in „Eine bunte Gesellschaft. Die Tiere des Artemidor-Papyrus“ (8-13). – Darstellungen von Pferden, Panthern oder Adlern erscheinen in der Bildwelt der Antike zahlreich. Kaum ein

Tier jedoch ist in seinem Symbolgehalt derart wechselvollen Bedeutungsverschiebungen unterworfen wie der Elefant. Zunächst gewissermaßen als Panzer der Antike auf dem Schlachtfeld eingesetzt, erfolgte im Verlaufe der Jahrhunderte seine Entmilitarisierung, konstatiert YVONNE SCHMUHL in: „Gepanzert in die Ewigkeit. Der Elefant als Symbol“ (14-20). – Anlässlich der feierlichen Beisetzung ALEXANDERS DES GROSSEN im Jahr 321 v. Chr. in Memphis schufen ptolemäische Hofkünstler für monumentale Gemälde einen neuen Porträttyp, der Alexander mit einem über den Kopf gezogenen Elefantenfell zeigt; KAY EHLING stellt das Motiv auf Silbermünzen vor, wofür dieser Bildtyp offensichtlich ebenfalls bei den Stempelschneidern Verwendung fand: „Alexander mit dem Elefantenskalp. Eine Bild-erfindung ptolemäischer Hofkünstler“ (21-23). – „Schnell, flugunfähig und tödlich. Antike Bilder vom Vogel Strauß“ untersucht SOLVEIGH FELICIA MEYNERSEN (22-30). – M. MAISCHBERGER äußert sich unter dem Titel „Zwei marmorne Kolosse. Zur Neuaufstellung der Skulpturen im Markttor von Milet“ (34f.). – Wie eine antike Steinsäge ausgesehen hat, stellt KL. GREWE anhand eines in Phrygien gefundenen Reliefs aus dem 3. Jh. n. Chr. vor: „Ingenieurkunst und die Kraft des Wassers“ (37-42). – In Heidelberg wurde an der Stelle des heutigen Unicampus im „Neuenheimer Feld“ eines der besterhaltenen und größten Gräberfelder der römischen Kaiserzeit ausgegraben. Die jüngste Untersuchung der teilweise schon vor 50 Jahren geborgenen Fundstücke verraten viel über das Alltagsleben: Babys und Kleinkinder wurden meist unverbrannt beigesetzt, eine junge Ärztin praktizierte damals in der Nähe des Kastells und die beigegebenen Tonlampen bieten Hinweise auf eine „Ölkrise“: A. HENSEN: „Als die Lichter verloschen“ (45-51). – P. KRACHT berichtet über archäologische Funde in Albanien: „Illyrische Höhen, griechischer Luxus und römische Theater“ (53-59). – F. HILDEBRANDT stellt das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe vor: „Schätze aus Bürgerhand. Die Bürger der Stadt Hamburg legten vor über 140 Jahren mit ihrem Engagement selbst den Grundstein für ihre qualitätsvolle Antikensammlung“ (84-87). – „*E pluribus unum*. Acht Worte Latein für einen

Dollar“, KL. BARTELS gelingt es (S. 95) wie immer in unterhaltsamer Weise, Zitate aus der alten Welt in der Gegenwart nachzugehen.

Der Band 11/2010 von **Pro Lingua Latina**, herausgegeben von Dr. HERMANN KRÜSSEL, ist soeben erschienen (erhältlich bei *Pro Lingua Latina* e. V., Eupener Str. 158, 52066 Aachen – Verein zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit; vgl. <http://www.pro-lingua-latina.de/site/index.htm>), ein respektabler Band von 242 Seiten bei einer Auflage von 800 Exemplaren. Im Vorwort schreibt der Herausgeber: „Der Karneval steht exemplarisch für die drei Säulen, auf denen wir unsere *Pro Lingua Latina* auch dieses Mal wieder aufgebaut haben: Schülerbeiträge, Aachener Geschichte mit ihrem lateinischen Fundament (sogenannte Aquensien) und ein Blick in die neulateinische Welt, die unübersehbar ihre Spuren hinterlassen hat, Dazu zählt auch das Gedicht *Ludus Scacchia* von GIROLAMO VIDA, das vor 500 Jahren in einer wahrhaft olympischen Gesellschaft erstmals literarisch ein nachspielbares Schachspiel überlieferte und so einen Einblick in die Kulturgeschichte dieses Spiels zulässt. Das Titelbild dürfte bei jedem Leser Vorfreude wecken. Wer sich von Chronogrammen auf Medaillen in der letzten Ausgabe hat faszinieren lassen, darf sich auf eine noch umfangreichere Fortsetzung für die Jahre von 1700 bis 1750 freuen. Wir danken dem bekannten Experten auf diesem Gebiet, WALDEMAR SCHUPP, dass er uns wieder an seinem großen Medaillenfundus Anteil nehmen lässt. Zur Aachener Geschichte gehören auch die vergessenen, da untergegangenen Begräbnisstätten Aachens, zu denen uns DIETER DETIÈGE, ein Kenner der Aachener Stadtgeschichte, führt. „Auch die Karlssequenz *Urbs Aquenis* gehört zur Geschichte unserer Stadt, auch wenn sie in philologischer Sicht eher ein Schattendasein gefristet hat. Entdecken Sie die Intentionen dieses Hymnus und staunen Sie über die Rezeption, die unsere Aachener Hymne in Bonn erfahren hat, wo man seit wenigen Jahren zur Stadtpatronatsfeier *Urbs Bonnensis* hört! Zu welchen Leistungen Schüler fähig sind, wenn man sie fordert und ggf. finanziell unterstützt, zeigen wieder viele Schülerbeiträge. Exemplarisch genannt sei eine ehemalige

Klasse 9, die den lateinischen Wurzeln der Nikolausverehrung auf die Spur gekommen ist, manche Schüler haben in einer Welturaufführung Chronogramme live in der Aachener Innenstadt erstellt, EZRA ROSENCRANTZ gewann den ersten Preis beim Bundeswettbewerb Fremdsprachen! MAXIMILIAN SCHIRP-SCHOENEN ging dem Rätsel des (Römer)Helms auf dem Mützenicher Wappen nach. ALEXANDRA HARF stellt die Igeler Säule vor. Viele Schüler haben sich kreativ mit Ovid auseinandergesetzt.“

„Pilatus und der Prozess Jesu“ ist das Titelthema in der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel Heft 2/2010**. Im Jahr 26 n. Chr. wird eine neuer Präfekt nach Judäa entsandt: PONTIUS PILATUS. Die Aufgabe, die ihn erwartet – für Ruhe zu sorgen –, ist nicht leicht, denn Judäa ist ein politisches Pulverfass. Immer wieder treten Aufrührer auf, die sich als endzeitlicher Messias verstehen und Volksmassen gegen die römische Herrschaft in Bewegung setzen. Gleichzeitig muss Pilatus mit den jüdischen Anführern zusammenarbeiten – die Namen zweier Hohepriester sind uns überliefert: KAJAPHAS und HANNAS. In den Evangelien erscheint der Präfekt als ambivalenter Richter, der mit verschiedenen Strategien versucht, Jesus freizulassen, aber zuletzt einen Rückzieher macht. Im frühen Christentum verteufeln ihn die Einen und lassen ihn zum bösen Dämon werden, dessen Leichnam noch Unwesen treibt. Die Anderen stellen ihn immer christlicher, reuiger und heiliger dar. Dieser zweite Traditionsstrang entlastet Pilatus von der Schuld am Tod Jesu. Aber er hat eine tragische Kehrseite: die gleichzeitige Schuldzuweisung an die Juden. Die christlichen Verfasser der ersten Jahrhunderte wollten mit dieser Darstellung wohl Christenverfolgungen vermeiden, denn hätten sie historisch richtig den Statthalter beschuldigt, wären sie den römischen Herrschern negativ aufgefallen. Doch setzt sich die Kollektivverurteilung der Juden als „Gottesmörder“ im christlichen Denken derart fest, dass die „Ermordung“ Christi jahrhundertlang zur Rechtfertigung unermesslicher Gräueltaten gegen Juden benutzt werden konnte. Erst auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65) wird das jüdische Volk kirchenamtlich offiziell vom Vorwurf „Gottesmord“ freigesprochen. Folgende

Artikel behandeln dieses Hauptthema: „Wer war Pilatus? Das Geschick eines Präfekten von Judäa“ (13-17), von J.-P. LÉMONON. – „Ein Römer, dem die Juden ein Rätsel sind. Die politische Situation“ (18-20), von M. SARTRE. – „Ein römischer Prozess auf jüdischem Territorium. Römische Strafgerichtsbarkeit in den Provinzen“ (22-27), von A. DEMANDT. – „Der Fall Jesus von Nazaret: Anklage, Verhör und Urteil. Der Verlauf des Prozesses“ (28-35), von W. REINBOLD. – „Jesus, Sohn des Ananias und Jesus, Sohn des Josef. Zwei jüdische Propheten vor dem römischen Tribunal“ (36-39), von M. THEOBALD. – „Vier Evangelien – vier Prozesse? Die Evangelisten als Theologen“ (40-47), von MARLIS GIELEN. – „Pilatus macht Karriere. Der Statthalter in der apokryphen Literatur“ (48-54), von T. NICKLAS. – „Judas Iskariot – Schlüsselfigur am Rande des Prozesses. Verräter und Kollaborateur“ (55-57), von M. MEISER. – „Gottesmord – ein ungeheuerlicher Vorwurf und seine Folgen. Christlicher Antijudaismus“ (58-62), von M. H. JUNG.

Heft 1/2010 der Litterae Saxonicae beginnt mit dem Grußwort von Staatsminister Prof. Dr. ROLAND WÖLLER anlässlich der 13. Fortbildungstagung für sächsische Griechisch- und Lateinlehrer am 27. November 2009 an der TU Dresden. ELISABETH und MATTHIAS KORN stellen eine ungewöhnliche Schullektüre vor: „*Tolle, lege porcum!* Eine neulateinische Schullektüre“ (6-10); dabei geht es um den 2004 erschienenen Roman des in den USA lebenden Schriftstellers PAUL SHIPTON „*The Pig Scrolls by Gryllus the Pig*“, der unter dem Titel „Schwein gehabt, Zeus!“ ins Deutsche übersetzt und 2005 bei HANSER und 2006 als TB bei FISCHER erschienen ist. Shipton erzählt die Geschichte von Gryllus, der einstmals Gefährte des Odysseus auf dessen Irrfahrten war. Bei der Rückverwandlung der Gefährten durch Kirke entschließt sich Gryllus ein Schwein zu bleiben, weil er diese Daseinsform aus Bequemlichkeit dem Menschsein vorzieht. – Es schließt sich „Ein Nachtrag zum Calvin-Jahr 2009: Johannes Calvin erzählt Senecas Leben“ an (12-19), zusammengestellt von U. FRÖHLICH.

Zwei Beiträge sind im **Mitteilungsblatt des DAV, LV NRW** besonders hervorzuheben: M. P. SCHMUDE untersucht die „Möglichkeiten eines

Lektüreganges in der Mittelstufe – der ‚Blick von außen auf das Andere‘: Entdecker und Eroberer über fremde Menschen und Kulturen“ (9-19). – P. KUHLMANN referiert über „Kerncurriculum und Kompetenzorientierung. Herausforderungen für das Fach Griechisch“ (19.36).

Drei gewohnt umfangreiche Hefte der Zeitschrift **Die alten Sprachen im Unterricht** liegen vor. Anzuzeigen sind in **Heft 3/2009** KL. WESTPHALENS Nachruf auf KARL BAYER: „Er stellte entscheidende Weichen“ (7f.) – P. DRÄGER: „Zu Raoul Schrotts Ilias“ (9-33). – W. SUERBAUM: „Ein Mantua-Epigramm auf Vergil und auf Andreas Hofer“ (34f.). – In **Heft 4/2009**: W. SUERBAUM:

„Vergil als Jugend-Erzieher. Achates gibt Ascanius Anweisungen für anständiges Verhalten bei Hofe (Aen. I 643ff.)“ (2-8). – M. KARMANN: „Ironie bei Sokrates“ (9-26). – H.-L. OERTEL: „Die lykischen Bauern (Ovid, Met. VI 339-381). Vorschläge für kursorische Lektüreformen“ (27-37). – R. KOLLER: 21. Landeswettbewerb „Alte Sprachen“ 2008/09 (38-40). – In **Heft 1/2010** findet man: J. LEHNER: „Denken – ein Schlüssel zur Welt: Vorschlag für ein Lektüreprjekt in der 10. Jahrgangsstufe“ (4-11). – CHR. ZITZL: „Beobachtungen zu: Ovid – Leben und Werk“ (12-25). – R. GRÖGER: „Latein im Zeichen der WM 2010“ (26-30).

JOSEF RABL

Wortschatz effektiv trainieren

Langenscheidt Vokabeltrainer 6.0

- Mit mobiler Vokabellern-Funktion für Handy, iPod und MP3-Player
- Extra: Integriertes Langenscheidt Wörterbuch Latein mit rund 80.000 Stichwörtern und Wendungen

Langenscheidt Vokabeltrainer Latein 6.0
 € 19,95 (unverb. Preisempfehlung)
 ISBN 978-3-468-91175-0

Langenscheidt Premium-Verbtabelle Latein

- Die beliebten Verbtabelle jetzt mit Konjugationstrainer auf CD-ROM
- Grammatik rund ums Verb
- Tipps & Tricks zum Üben der Verbformen

Premium Verbtabelle Latein
 € 12,95, ISBN 978-3-468-34203-5

Reinlesen & Suchen unter
www.langenscheidt.de

kundenservice@langenscheidt.de
 Langenscheidt Verlag
 Postfach 401120, 80711 München

L **Langenscheidt**
 ...weil Sprachen verbinden

Besprechungen

Julia Annas, *Kurze Einführung in die antike Philosophie. Aus dem Englischen übers. von C. Bachmann. V & R, Göttingen 2009, 155 S., EUR 12,90 (ISBN 978-3-525-03327-2).*

Wie ANNAS (A.) selbst in der Einleitung (11) zu ihrer kurzen Einführung in die antike Philosophie bemerkt, mangelt es nicht an guter einführender und auch vertiefender Literatur zur antiken Philosophie. Wenn A. diesem Material eine weitere Einführung hinzufügt, so tut sie dies in der richtigen Einsicht, dass sich ihr eigener Beitrag durch eine besondere Zielsetzung abheben muss. Dementsprechend bietet sie keine Darstellung in chronologischer Form (zur ersten Orientierung ist lediglich ein chronologischer Kurzaufsatz in die Einleitung integriert (13-14) und auf S. 147 eine Zeitleiste angefügt, die von 600 v. Chr. bis 550 n. Chr. reicht und eine grobe zeitliche Einordnung zentraler Philosophen ermöglicht), sondern gruppiert diese um einzelne Themen und Fragestellungen mit der wesentlichen Intention, einen Dialog des Lesers mit den antiken Texten in Gang zu setzen. Dies geschieht in sechs Kapiteln.

Das erste Kapitel („Mensch und Tier: wie wir uns selbst verstehen“, 15-34) thematisiert am Beispiel der Medea-Gestalt des EURIPIDES Fragen der antiken Psychologie, indem vorrangig das Verhältnis von Gefühl (hier Zorn) und Vernunft in den Blick genommen und aus (vermeintlich) stoischer und platonischer Perspektive dargestellt wird (dazu u.).

Im zweiten – sehr methodisch ausgerichteten – Kapitel („Warum lesen wir Platons Staat?“, 35-54) wird insbesondere die Frage verfolgt, wie die Rezeptionsgeschichte und jeweilige Standortgebundenheit eines Interpreten sein Interesse und seinen Fragehorizont beeinflussen und was dies für den Zugang moderner Leserinnen und Leser zur antiken Philosophie bedeutet.

Anschließend macht A. – die Erzählung von „Herakles am Scheideweg“ zum Ausgangspunkt nehmend – mit grundsätzlichen Positionen antiker Ethik vertraut (3. Kapitel „Das glückliche Leben, damals und heute“, 55-76), dabei die Begriffe „Glück“ und „Tugend“ zum Leitfaden nehmend.

Zur antiken Erkenntnistheorie nimmt A. im 4. Kapitel („Vernunft, Erkenntnis und Skepsis“, 77- 100) Stellung. Im Zentrum stehen SOKRATES, PLATON, ARISTOTELES, die Skepsis sowie EPIKUR und die Frage, was Wissen bzw. Verstehen bedeutet.

Unter der Überschrift „Logik und Wirklichkeit“ (5. Kapitel, 101-124) finden sich knappe Hinweise insbes. zur aristotelischen und stoischen Logik, während breiteren Raum die Behandlung des Problems der Teleologie in der Antike erfährt. Unter methodischem Gesichtspunkt ist wieder interessant die Bemerkung zum Umgang der Tradition mit ursprünglichen Argumentationszusammenhängen.

Abschließend (Kapitel 6, „Wann hat alles angefangen? (und worum handelt es sich überhaupt?)“, 125-146) erhalten die Leserinnen und Leser dann einen etwas ausführlicheren Überblick über die Geschichte der antiken Philosophie, indem v. a. das einende Band dieser Geschichte gesucht wird.

Einige wenige Literaturhinweise (148-149) und ein Register zu Namen und Begriffen (150-155) beschließen das Buch.

Über den knappen chronologischen Abriss und die Zeitleiste hinaus informieren grau unterlegte Texte zusätzlich über bedeutende Philosophen, philosophische Schulen und Positionen der Antike.

Insgesamt wird man sagen dürfen, dass A. mit ihrer weniger auf umfassende Information, sondern auf Fragen, Diskurs und Dialog mit den antiken Texten angelegten Einführung eine gut lesbare, empfehlenswerte und alternative Begegnung mit antiker Philosophie gelungen ist, die allerdings kritischer Leser bedarf.

Hierzu noch einige exemplarische Bemerkungen. Auf der einen Seite finden sich Einsichten, denen man gerne zustimmen wird, etwa wenn A. als zentralen Untersuchungsgegenstand der *Politeia* die menschliche Seele (und nicht den Entwurf eines – idealen – Staates) herausstellt und dabei auch Motive für die politische Deutung benennt (49-51) oder wenn sie darauf aufmerksam macht, dass dem teleologischen Konzept der Stoa

gegen den explizit humanitären Anspruch dieser Philosophie durchaus zerstörerische Momente zu eigen sind (118). Auf der anderen Seite scheinen mir die Verhältnisse, was die Konzeption der Einheit der Seele bei PLATON und der Stoa betrifft (15-34), doch eher auf den Kopf gestellt. A. beansprucht in ihrer Analyse des Konflikts der euripideischen *Medea* für die Stoa die Einheit der Seele, indem sie dem Zorn Rationalität attestiert, während PLATON unabhängig voneinander agierende Seelenvermögen und damit eben keine Einheit der Person postuliert habe. Demgegenüber muss betont werden, dass doch gerade die Synkathesislehre der Stoa den Menschen in zwei kategorial voneinander geschiedene Bereiche trennt, nämlich in einen rein passiv-rezeptiven Bereich der niederen Seelenvermögen, die der Rationalität nicht zugänglich sind (exemplarisch sei auf SENECAS Behandlung des Zorns in *de ira* verwiesen, z. B. 1,8,1), und den allein über Spontaneität verfügenden Bereich des Logos, während doch PLATON auch die rationalen Momente etwa der Wahrnehmung und Affekte ansichtig macht. Methodisch wäre es sicher sehr viel einsichtiger gewesen, wenn A. zur Überprüfung ihrer Thesen in diesem Zusammenhang auf die Medeafigur SENECAS rekurriert hätte, dessen Ausformung dieser Protagonistin der stoischen Affektenlehre doch gewiss erheblich näher steht.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Iris Samotta, Das Vorbild der Vergangenheit. Geschichtsbild und Reformvorschläge bei Cicero und Sallust. Stuttgart 2009, 506 S., 78 EUR (ISBN 978-3-515-09167-1).

Das zu rezensierende Buch ist die leicht veränderte Fassung der Dissertation, die von der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum angenommen wurde. IRIS SAMOTTA untersucht die Vergangenheit als Vorbild bei CICERO und SALLUST. Die Verfasserin betrachtet ihr Opus als Desiderat, da eine ähnlich gelagerte vergleichende Analyse des Geschichtsbildes der beiden Autoren noch nicht vorgenommen worden sei. Sie geht auch der Frage nach, ob die Verbindung von biographischen und historiographischen Analysen unterschiedliche Überzeugungen deutlich werden lässt. S. prüft

des weiteren, ob die jeweiligen Reformkonzepte durch die Geschichtsauffassungen der Autoren beeinflusst sind. Und schließlich soll die „vorliegende Analyse zeigen, dass die Grundlage der Reformvorschläge nicht nur eine Vernetzung aus persönlicher politischer Erfahrung und tagespolitischen Notwendigkeiten ist, sondern in hohem Maße geprägt wird durch die Vorstellung von der idealen *res publica*, die das Ergebnis ihrer historischen Betrachtung ist“ (9).

Im Mittelpunkt des 1. Kapitels steht eindeutig CICERO. Die Staatsschriften *de oratore*, *de re publica* und *de legibus* sowie die letzte bedeutende Schrift, nämlich *de officiis*, werden auf die Fragestellungen hin untersucht (19-58). Im zweiten Kapitel (59-175) rückt S. das Geschichtsbild von CICERO und SALLUST in den Focus ihrer Analysen. Sie erkennt zwei unterschiedliche Konzepte von Staatlichkeit, prüft die Kritik beider an römischer Politik in der Krisenzeit der Republik und kommt zur Erkenntnis, dass beide hinsichtlich der Grundstruktur der idealen *res publica* weitgehend übereinstimmende Positionen einnehmen. Sowohl Cicero als auch Sallust lehnen die Tyranis entsprechend der griechischen Verfassungslehre eindeutig ab, dabei dienen historische Figuren wie TARQUINIUS SUPERBUS, MARIUS und SULLA als Beispiele eines Tyrannen. Erwartungsgemäß urteilt Cicero über CAESAR härter als Sallust, der bekanntlich zeitweise Anhänger Caesars war. S. weist durch genaue sprachliche Beobachtungen nach, dass Cicero unter Rückgriff auf historische Personen der römischen Frühzeit zeitgenössische Politiker kritisieren kann, ohne deren Namen explizit zu nennen. So scheint bei der Beurteilung des Romulus das Bild des Tyrannen Caesar durch (162), und in den *Philippicae* entsteht das Bild von MARCUS ANTONIUS, der die Tyranis eines TARQUINIUS SUPERBUS weit übertrifft (164).

Kapitel 3 nimmt den umfangreichsten Platz ein (177-388) und besteht aus sechs Abschnitten. Dazu werden folgende Aspekte einer besonderen Untersuchung zugeführt: das Volkstribunat (177-265), die Agrarreform (257-308), die Gerichtsreform (309-317), die Magistratsreform (318-362), der Senat als Staatsmittelpunkt (363-380) und schließlich die Zensur als Wächteramt (381-388). Danach folgt die Schlussbetrachtung (389-403),

der sich das überaus umfangreiche Literatur- und Abkürzungsverzeichnis anschließt (405-445). Das Namensregister der historischen, mythischen und literarischen Personen (455-482) sowie das Sach-, Orts- und Begriffsregister beschließen das Opus (483-506).

In ihrem Opus vertritt S. eine These, die „im Gegensatz zur traditionellen Auffassung vom notwendigen Untergang der römischen Republik steht“ (390). Sie versucht nachzuweisen, dass die von Cicero und Sallust angedachten Reformansätze auch als durchaus realistische Lösungsansätze zu begreifen sind, „die nicht nur rein situativ Missstände korrigieren wollten, sondern längerfristige, strukturelle Veränderungspotentiale implizierten“ (391). Beide Autoren hielten bedingungslos ihre Reformvorschläge für stabilisierende Faktoren und glaubten an einen „zukünftigen Erfolg der einschneidenden Veränderungen“ (ebenda).

Hier kann nicht auf jedes Kapitel detailliert eingegangen werden. Daher soll ein kurzer Blick auf einen Abschnitt geworfen werden, in dem der Senat als Staatsmittelpunkt begriffen wird (363ff.). Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass sowohl Cicero als auch Sallust zwar dem Senat eine Vorrangstellung innerhalb der *res publica* einräumen, dass aber der große Redner aus Arpinum einem exklusiven Teil der Senatoren eine eindeutige Dominanz zugesteht. So soll das bewährte Verfahren beibehalten werden, zuerst die ranghöchsten Konsularen und danach rangmäßig gestaffelt die anderen Senatoren zu befragen. Sallust hingegen legt den Fokus auf das Individuum und auf die persönliche Unabhängigkeit jedes einzelnen Senators, wodurch die Gesamtheit des Senats eine Stärkung erfahre. Beide Politiker verurteilen die mangelnde Präsenz der Senatoren und fordern Maßnahmen, die diesen Missstand beseitigen. Ein Vergleich zur heutigen Situation wäre sicherlich von großem Interesse. Unterschiedliche Standpunkte ergeben sich bei der Charakterisierung des idealen Senats als Staatsmittelpunkt; für Sallust ist es wünschenswert, im Senat einen repräsentativen Spiegel der Gesellschaft wiederzufinden, derart dass es nicht nur in Einzelfällen Persönlichkeiten gelingt, aus dem *ordo equester* oder der *prima classis* aufzu-

steigen; auch sollten Mitglieder der italischen und provinziellen Munizipalaristokratie die Möglichkeit erhalten, Senatsmitglieder zu werden (364ff. sowie 378ff.). Cicero hingegen spricht sich für eine Elitenbildung innerhalb eines verkleinerten Senats aus, so dass wenige *principes senatus* die wichtigsten Entscheidungen treffen. Wenn er auch für eine Ausweitung der Rechte des Senats eintritt, so setzt Cicero bei den Mitgliedern die Achtung von Gerechtigkeit und Vorbildhaftigkeit des gesamten *ordo senatorius* voraus. S. schließt ihre Gedanken mit folgendem Satz: „Nur aus der Wechselwirkung zwischen der freiwilligen Unterordnung der übrigen Bevölkerungsteile und der gesamtstaatlichen Verteidigung der jurifizierbaren Dominanz des *ordo senatorius* kann das ‚rechte Maß an Recht und Gerechtigkeit‘ entstehen, dessen äußeres Abbild das gesellschaftliche Idealbild Ciceros ist, der *moderatus et concors civitatis status*“ (380).

Hilfreich wäre ein Stichwortregister gewesen, das dem Leser erleichtert hätte, zum Beispiel die sehr instruktiven Erläuterungen der römischen Wertbegriffe und deren Veränderungen im jeweiligen Kapitel aufzusuchen.

Es ist hier nicht der Ort, auf zahlreiche weitere Details einzugehen. Die Lektüre des Bandes verhilft dem Leser, die gesamte Epoche der römischen Republik besser einordnen und verstehen zu können, da immer wieder durch den Rückgriff auf Situationen in der Frühzeit der *res publica* wesentliche Merkmale der ausgehenden Republik klarer erkennbar sind. Man mag sicherlich nicht alle Beurteilungen der Verfasserin übernehmen, war doch schließlich die Einschätzung Ciceros im Laufe der Jahrhunderte zahlreichen Wechseln unterworfen, jeweils abhängig von der Epoche, in der ein Werk entstand, und abhängig auch vom ideologischen Standpunkt des Betrachters. S. greift zielführend auf die entsprechenden Quellen zurück, wertet sie nachvollziehbar aus und berücksichtigt auch die aktuelle Forschungslage. Sie zieht am Ende des Buches folgendes Fazit: „Die realistischen Umsetzungsmöglichkeiten der Reformvorschläge, die das selbstbewusste Vertrauen der Autoren in die Regenerationsfähigkeit des republikanischen institutionellen Gefüges zeigen, sind schließlich deutliche Indizien für die

ungebrochene Lernfähigkeit der *classe dirigeante*. Ohne die heftige Radikalisierung der politischen Gestaltungsmöglichkeiten nach der Ermordung Caesars hätte diese Lernfähigkeit das Fortdauern der römischen Republik sichern können“ (403). Dieses Fazit scheint mir allerdings zu euphorisch bzw. einseitig zu sein, da eine einzige Begründung für das Scheitern der römischen Republik in den Vordergrund gerückt wird.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Volker Riedel: Literarische Antikerezeption zwischen Kritik und Idealisierung. Aufsätze und Vorträge III. Jena (Bussert und Stadeler) 2009. (Jenaer Studien 7) 484 S. EURO 39,90.

Antikerezeption (AR) ist *in*, auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr. Grundsätzliches dazu habe ich in „Gymnasium“ 105, 1998, 244ff. und 109, 2002, 560f. ausgeführt. Zu den Protagonisten der AR-Forschung gehört seit 35 Jahren der Jenaer Latinist VOLKER R(IEDEL). Seine Dissertation betraf „Lessing und die römische Literatur“ (als Buch, gekürzt, Weimar 1976); seine Habilitationsschrift (damals: Prom.-Schrift B) die „Antikerezeption in der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik“ (1984, s. meine Rez. DLZ 107, 1986, 157ff.); B. SEIDENSTICKER bezeichnete sie, bei manchen Einwänden, als „bisher anspruchsvollsten Versuch einer Gesamtwürdigung des komplexen Phänomens“ (Arbitrium 6, 1988, 87). An Büchern legte R. weiterhin vor: „Literarische Antikerezeption. Aufsätze und Vorträge“ (1996; s. Gymnasium 105, 1998, 244ff.); „Antikerezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung“ (2000; s. Gymnasium 109, 2002, 560ff.); „Der Beste der Griechen – Achill das Vieh“ = Aufsätze und Vorträge zur literarischen Antikerezeption II (2002) und jetzt den hier vorzustellenden Band. Seine Aufsätze gehen auf Vorträge und auf an verstreuter und oft schwer zugänglicher Stelle erschienene oder im Erscheinen begriffene Publikationen zurück. Die Texte sind teilweise überarbeitet worden; einige wurden völlig neu zusammengestellt.

R. befasst sich vor allem mit der literarischen AR, doch bezieht er Musik, Bildende Kunst, Architektur ein. Weniger den Film, in dem

Antikes ja noch nicht lange in nennenswerter Quantität eine Rolle spielt; immerhin wurde dazu schon 1999 im Neuen Pauly 13, 1133ff. einiges gesagt (s. auch das Register im Supplement-Band 4), zum Fernsehen ebd. 15/1, 2001, 353ff., zur AR in der Kunst zuletzt PETER ARLT, Die Flucht des Sisyphos. Griechischer Mythos und Kunst, Gotha 2008 (das Buch ist aus Arlts von R. 32 erwähnter Habil.-Schrift hervorgegangen); dazu FC 2/09, 154ff. R. geht es besonders um die deutschsprachige Literatur des 18.-20. Jhs., in enger Verbindung alt- und neuphilologischer Fragestellungen. Er behandelt vielfach bisher weniger berücksichtigte Probleme (WIELANDS Beziehungen zur griechisch-römischen Antike im Rahmen seines Gesamtwerkes; W. v. HUMBOLDTS Verhältnis zu Rom), auch weniger bekannte Autoren wie BODMER. Zu den Schwerpunkten gehören im Zusammenhang mit R.s langjährigem Wirken an der Universität Jena und seinem Engagement in der Winckelmann-Gesellschaft der weimarisch-jenaische Kulturkreis (GOETHE und WINCKELMANN, GOETHE und VOSS; Goethes Nacherzählung der Ilias).

Eingeleitet wird der Band durch den Aufsatz „Antikerezeption in Deutschland“; er verschafft einen Überblick über die literarischen, künstlerischen, politischen, philosophischen und wissenschaftlichen Aspekte von der Karolingerzeit bis zur Gegenwart. Aus der lawinenartig anschwellenden Literatur zur AR gibt R. eine repräsentative Auswahl. Systematisches zum Begriff AR sagt R. 331f. Wichtig der Hinweis 338 Anm. 1, dass RE („Pauly/Wissowa“) und Kleiner Pauly auf Nachantikes nur am Rand eingingen (Entsprechendes gilt für das Artemis-„Lexikon der Alten Welt“), dass der Neue Pauly ihm jedoch ein Drittel seines Umfangs einräumt, speziell im großen Teil 2 „Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte“ (Bd. 13ff.). Aber schon Teil 1 („Altertum“: Bd. 1-12/2) enthält vieles zur Rezeption einzelner antiker Autoren usw. In meinen Würdigungen des Neuen Pauly (die letzte erschien in AAHG 57, 2004, 108ff.) bin ich darauf besonders zu Bd. 1 (ebd. 50, 1997, 122ff.) eingegangen. So begrüßenswert im Neuen Pauly die starke Berücksichtigung der AR ist, so bedauerlich ist ihre ungleichmäßige Behandlung. Bei ARCHILOCHOS z. B. hat sie fast

so viel Raum wie Autor und Werk selbst; bei AMPHITRYON fällt kein Wort darüber, dass es eine bemerkenswerte Rezeption gibt (ich nenne nur PLAUTUS, DRYDEN, KLEIST, MOLIÈRE, HACKS; auf die *Palliata* wenigstens macht die Literaturangabe „E. Stärk, Die Geschichte des A.-Stoffes vor Plautus“ aufmerksam). Terminologisch stört das Nebeneinander, um nicht zu sagen, Durcheinander von „Rezeption/Nachleben/Wirkung/Wirkungsgeschichte“; außerdem gibt es Abschnitte „Überlieferung und Wissenschaftsgeschichte“, die ja Teile der Rezeption sind; manchmal werden sie dort mitbehandelt, bei der Forschungsgeschichte gelegentlich nur die „jüngste Forschung“, warum? Ein Kuriosum: J. IRMSCHERS „Lexikon der Antike“ (Leipzig, später auch München) enthielt zunächst nur einen Artikel von W. TRILLITZSCH „Nachleben der Antike“ (dort kam auch bewusstes Aufgreifen von Antikem zur Sprache); die 9. Aufl. (1987 u. ö.) bot außerdem einen Kurzartikel von Irmscher zur Rezeption allgemein und, auf seinen Wunsch vom Unterzeichneten verfasst, zweieinhalb Spalten „Antikerezeption“, was natürlich zu Überschneidungen mit dem Artikel „Nachleben“ führte. Apropos „Nachleben“: SCHADEWALDT ließ die Bezeichnung seiner Professur „Klassische Philologie: Gräzistik und Nachleben der Antike“ in „... Fortleben“ ändern, weil die Leute ständig „Nachleben“ lasen. Im März 2010 meldete das Fernsehen: U. RAULFF erhielt den Leipziger Buchmessepreis für ein Buch über STEFAN GEORGES „Nachleben“; auch hier war das Nachleben gemeint. – Aus Raumgründen gehe ich hier nicht, so interessant es wäre, auf die Berücksichtigung der AR in Geschichten und Lexika der antiken Literatur, in Wissensspeichern wie der „Einleitung in die griechische/lateinische Philologie“ und „Einführung in das Studium der Gräzistik/Latinistik“, in allgemein-literaturwissenschaftlichen und germanistischen Nachschlagewerken ein.

Dem AR-Aufsatz folgen eine Untersuchung des Achilleus-Bildes von HOMER bis ins 20. Jh. und drei Aufsätze zur römischen Literatur mit aktueller Bedeutung, u. a. „Gab es für römische Autoren eine ‚Freiheit der Andersdenkenden?‘“ Die Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur gelten, außer den bereits genannten Autoren, St.

GEORGE, H. MANN, ARENDT, HERMLIN, HACKS („Numa“), FÜHMANN (TRAKL-Essay), EBERSBACH (PETRON-Roman). Weitere Arbeiten widmen sich der „Problematisierung der Antike-Verherrlichung in der deutschen Literatur um 1800“, der „Bedeutung der Altertumswissenschaften für Weimarer und Jenaer Schriftsteller um 1800“ (besonders bedeutsam 230ff. zur Jenaer Philologie jener Zeit), der Ikaros-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jhs., BRUEGHELS „Ikarus“ in der Literatur des 20. Jhs. sowie R.s Doktorvater RUDOLF SCHOTTLAENDER („Philosophie und Philologie“).

HÖLDERLIN hat in der Tat *deinós* im berühmtesten Chorlied der griechischen Tragödie, im ersten Stasimon von SOPHOKLES' „Antigone“, mit „ungeheuer“ wiedergegeben (409), und zwar in seiner 1804 publizierten vollständigen Übersetzung bzw. Bearbeitung; als er um 1800 einen Teil dieses Chorlieds übertrug (diese Übersetzung wurde erst im 20. Jh. gedruckt), schrieb er: „Vieles Gewalt'ge gibt's ...“. Hier könnte darauf hingewiesen werden, dass BRECHT in seiner „Antigone“ die 1804 gedruckte Fassung beibehielt; er kommentierte sie wie folgt: „Der Mensch, ungeheuer groß, wenn er die Natur unterwirft, wird, wenn er den Mitmenschen unterwirft, zum großen Ungeheuer“. Die von R. apostrophierte „Ambivalenz des Menschen“ kommt darin ebenfalls zum Ausdruck. – Zu dem von ÄSOP beeinflussten PHAEDRUS sollte z.B. zu S. 86 auf die Prägungen „Sklavensprache“, „äsoische Redeweise“ hingewiesen sein, ein Phänomen, ohne das ja auch das 20. Jh. nicht auskam. Zu diesem Terminus, er stamme nun von LENIN (so SEIDENSTICKER, Neuer Pauly 13, 690) oder von ENZENSBERGER, s. J. WERNER, Die Weltbühne 85, 1990, H. 2, S. 60. – Dass WIELAND seine Übersetzungen nicht in die „Sämtlichen Werke“ aufgenommen hat (152), ist eine etwas irritierende Formulierung. Schon 1793 wollte er die LUKIAN- und die HORAZ-Übersetzung, die nach seinem und nach unserem Urteil zu seinen besten Übersetzungen gehören (sein deutscher CICERO lag damals noch nicht vor), in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnehmen, und 1797 plante er eine Separatedition seiner Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Lateinischen; diese Projekte scheiterten daran,

dass der Verleger vorsichtig disponieren musste. Mehr dazu: FC 3/09, 239ff. – Ausführlich wird von GOETHES Verhältnis zu FRIEDRICH AUGUST WOLF gesprochen; dort könnte gesagt sein, dass Goethe ARISTOPHANES nicht nur in Voss' Übersetzung gelesen, sondern auch ungeduldig auf Wolfs Verdeutschung der „Wolken“ gewartet hat, s. seinen Brief vom 28. 9. 1811 an Wolf: „Warum ziehen Ihre ‚Wolken‘ nicht über uns her? [...] Lassen Sie uns nicht länger schmachten!“ Vgl. J. WERNER, „Das Vößlein ist ja bei den ‚Acharnern‘ noch mehr *acharné* ...“, Rhein. Mus. f. Philol. 147, 2004, 190ff. – Zu HUMBOLDTS stilisiertem Antikebild (139) s. J. WERNER, Aristophanes-Übersetzung ..., in: H.-J. NEWIGER (Hg.), Aristophanes und die Alte Komödie, Darmstadt 1975, 459ff. Humboldt ersetzt seine von ihm als zu eng empfundene „idealisierte Darstellung“ durch eine andere, aber immer noch zu einseitige.

Die von R. zitierte Forschungsliteratur lässt nur wenig vermissen, z. B. zu PHAEDRUS: U. GÄRTNER, Latein und Griechisch in Berlin... 1/07, 23ff. und A. FRITSCH, ebd. 4/1990, 218ff. Manchmal könnten neuere, erweiterte Auflagen angeführt sein, so zu FRENZEL, Stoffe, statt der 8. Aufl. (1992) die 10. (2008). Neben LOSEMANN, Nationalsozialismus ... sollte BEAT NÄF, Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus (2001) angegeben sein, s. die Rez. AAHG 57, 2004, 108ff. Mehrfach weist R. dankenswerterweise auf Ab- bzw. Erstdrucke hin; der 64 Anm. 99 erwähnte Aufsatz „Zensur und Gedächtnis“ ist jetzt auch in HILDEGARD CANKIK-LINDEMAIER, Von Atheismus bis Zensur, Würzburg 2006, zugänglich. Zu WIELAND/SOKRATES: Der S. 159 zitierte Aufsatz von 1999 ist weitgehend durch „Der Kyniker Diogenes als ‚rasender Sokrates‘ ...“ ersetzt (Sächs. Akad. d. Wiss., Arbeitsblätter 18-20, 2005, 63ff. = Phasis 8, Tbilisi 2005, 152ff.) – Der Anhang enthält außer den Registern, auf die ich nicht eingehe, die eindrucksvolle Bibliographie Volker Riedels. Manches dort als in Vorbereitung befindlich Gekennzeichnete ist inzwischen erschienen. – Druckfehler sind selten. Z. B. muss es 208 statt *kēma*: *kýma* heißen, 448 in der Umschrift des griechischen Stücktitels: *Iphigeneia hē en Aulídi* (richtig 245 Anm. 69 im lateinischen Titel von

Hermanns Edition: Aulide). 445 hat GOETHES Zeitgenosse CELLINI statt seines Vornamens BENVENUTO den ähnlich klingenden von MUS-SOLINI bekommen.

Auch diejenigen Leser, die sich gern unterhaltsam bilden möchten, kommen auf ihre Kosten: das Buch liest sich durchweg gut, oft geradezu amüsan. Zum Beispiel erfährt man, dass HACKS 1981 in „Pandora“ das „Baffen und Belfern“ des Phileros als „Hohneckerei“ bezeichnet. Kein Wunder, dass sein „Numa“, der sich u. a. über die „mediokren Figuren“ der Partei- und Staatsführung der DDR lustig macht (386), nicht in HONECKERS Reich erscheinen durfte. Von EBERSBACHS PETRON-Roman heißt es: „Es wird viel gestorben – meist auf gewaltsame Weise –; auf das Ende des Petronius ist der Leser stets vorbereitet.“ 242 findet sich ein hübsches Zitat aus dem mythologischen Lexikon HEDERICHS (1724 u.ö.). Dieser war, im antiken Mythengestrüpp Helenas Affären nachrechnend, zu dem Ergebnis gekommen, dass sie ihre letzte als „alte Schachtel von 60 Jahren gehabt“ habe.

Riedel hat wieder ein solides, sehr anregendes Buch vorgelegt.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Schäfer, Peter, Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums, Tübingen (Mohr Siebeck Verlag) 2010, XVIII und 210 S., EUR 24,00 (Tria Cordia Bd. 6; ISBN 978-3-16-150256-9).

Der Titel des Buches scheint provokant, gilt doch das Christentum nicht nur aus historischen Gründen gemeinhin als Tochter des älteren Judentums. Was verbirgt sich also hinter diesem Buchdeckel auf 228 Seiten und der genannten Thematik?

Hervorgegangen aus der gleichnamigen Vorlesungsreihe „Tria Corda. Jenaer Vorlesungen zu Judentum, Antike und Christentum“ legt der Verf. in seinem Taschenbuch fünf leicht verständliche Studien zu rabbinischen Texten aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vor.

Sie beschäftigen sich mit der Frage, inwieweit die Entstehung und Ausbreitung des frühen Christentums Einfluss auf die Literatur der Rabbinen genommen haben könnten, handelt es sich doch auch bei den von ihnen verfassten

Texten um Werke der Spätantike, die nicht von ihrer Umwelt losgelöst sind. Denn einerseits begann die Verbreitung des Christentums oft in den Synagogen und die Integration der jüdischen Gemeinden in die politische und soziale Struktur der kleinasiatischen Städte ist gut belegt (M. SCHUOL, *Augustus und die Juden. Rechtsstellung und Interessenpolitik der kleinasiatischen Diaspora*, Frankfurt/M. 2007). Letztlich geht es also um die Frage, ob Vorstellungen der frühen Kirche Rückwirkungen auf das Judentum in seiner heutigen Gestalt gehabt haben.

SCHÄFER bejaht diese Frage, indem er unter 1. „Warum verschwand das Messiasbaby?“ an einem Text aus dem Jerusalemer Talmud (j Berakhot 2,4/12-14) zeigt, wie Elemente der später getrennten Religionen verschmolzen sind, nämlich das neue Messiasverständnis und die ältere Erwartung, dass der Messias erst noch kommen werde. Denn die Geburt des Messias werde hier einerseits als bereits erfolgt akzeptiert, andererseits aber werde er, da noch als Baby von Gott entrückt, als im Himmel versteckt angesehen, bis seine Zeit gekommen ist (29). In diesem Zusammenhang möchte der Rez. klarstellen, dass BASILIUS aus Caesarea in Kappadokien, dem heutigen Kayseri, stammte, ORIGENES aus Alexandria aber seine Heimat im palästinischen Caesarea fand. Die Ausrufezeichen im Text des Verf. auf Seiten 56f. erwecken den Anschein, als hätten beide Männer in der gleichen Stadt gelebt und gearbeitet.

Das zweite Kapitel („Rabbi Simlai und die Häretiker – Ein Gott oder mehrere Götter?“) nimmt sich die Problematik zum Thema, dass in der Tora drei Gottesnamen Verwendung finden, nämlich das Tetragramm *JHWH* im Singular und die Termini *el* und *elohim* in Singular und Plural, letztlich also die Frage, ob sich hinter dieser dreifachen Namensgebung in den beiden grammatischen Numeri mehrere Götter verbergen oder ob der strenge Monotheismus haltbar ist. Verf. kommt in der Exegese von Texten aus dem Jerusalemer Talmud und dem Midrasch Genesis Rabba, die unter dem Namen R.Simlais überliefert sind, zum dem Schluss, dass die für das Christentum konstitutive Mehrgestaltigkeit Gottes in den rabbinischen Lehrhäusern auch

unter dem Eindruck der diokletianischen Tetrarchie im römischen Reich diskutiert wurde. Erst nachdem das Christentum seit den Konzilen von Nizäa und Konstantinopel den *Logos* als konsubstantiale göttliche Hypostase anerkannt habe, habe sich das Judentum nach einem langen Prozess auf die Identifikation der Weisheit mit der geschriebenen Tora (62) festgelegt, also den Schritt der Personifikation des *Logos* nicht mitgemacht und damit eine schärfere Trennlinie gezogen. Grundsätzlich sei aber auch ein anderer Weg denkbar gewesen, denn in den Proverbia 8,30 werde die Weisheit als חָכְמָה Werkmeister (sc. Gottes) beschrieben. Allerdings sei diese Übersetzung und damit das Verständnis der Stelle in Anbetracht der griechischen Version der *Septuaginta*, ἀρμόζουσα, die passende, und AQUILAS τιθηνομένη, Pflegekind, Liebling, mit Unsicherheiten belastet. An derartigen Stellen könnte intensive philologische Arbeit zweifellos Hilfen beim Textverständnis anbieten, denn nach Ansicht des Rez. ist die Wiedergabe dieses Partizips Präsens Medium mit den angebotenen Substantiven fragwürdig, zumal der GESENIUS diese Übersetzung des Aquila für חָכְמָה angibt (47 s. v.); ausweislich des GEMOLL s. v. τιθηνόμαι ist die Übersetzung „die ernährende“ richtiger; schaut man außerdem in der *Hexapla* des ORIGENES nach, findet sich neben den Angaben des Verf., die offenbar der *Biblia Hebraica edd. ELLIGER/RUDOLPH* entnommen sind, noch die Übersetzung von חָכְמָה durch ἐστηριγμένη bei SYMMACHUS und THEODOTIUS; schließlich bietet die *Vulgata* die Version *cuncta componens*, ohne hier die Auswirkungen auf die Interpretation überblicken zu können

Bei dieser Gelegenheit möchte der Rez. zudem anregen, künftig auf die Transkription der diskutierten Begriffe zu verzichten. Denn dadurch wird die Überprüfbarkeit der Ergebnisse erheblich erleichtert; außerdem ist die Transkription insofern problematisch, als beim Griechischen statt der Akzente die Zeichen für die Länge eines Vokals Verwendung finden oder Markierungen ganz fehlen und die Transkription von η zwischen e und i schwankt, z. B. tithenoumene für τιθηνομένη, aber technitis für τεχνίτης (60). Dieses Wort findet sich übrigens auch in der

hexaplarischen Rezension der LXX von Ct. 7,1 (2) für das hebräische **אֲרִיפֵס**; die *Vulgata* (Ct. 7,1) übersetzt mit *artifex*.

In den Kapiteln 3 „Der alte und der junge Gott“, 4 „Rav Idit und die Häretiker – Gott und Metatron“ und 5 „Der leidende Messias Efraim“, die Textpassagen aus dem babylonischen Talmud bzw. dem Midrasch Pesiqta Rabbati zum Gegenstand haben, entdeckt Sch., dass das Christentum schon eine festere Gestalt angenommen und um Inhalte mit den Rabbinen gerungen habe, von denen „jüdische Kreise in Babylonien [...] angezogen gewesen sein“ müssten: nämlich „die Vorstellung eines neben Gott im Himmel inthronisierten Messias (96) bzw. de[s] Menschensohn[s] Jesus Christus, der als Sohn Gottes zu seinem himmlischen Vater zurückgekehrt ist“ (95). Auch „Metatron“ habe „in gewisse[n] Kreisen“ (132) im Sassanidenreich mit seiner „Erlöserqualität“ (131) und seinem Anspruch, Sünden zu vergeben, Züge von Jesus Christus angenommen „und zwar als Antwort auf Jesu Funktion im Christentum“ (132). Ebenso ein Messias Efraim, dem Sühneleiden, die Erlösung bewirken, zuerkannt würden, während er bei der Schöpfung physisch präsent gewesen sei und diese Aufgabe habe übernehmen müssen.

Die sprachliche Detailanalyse, wie oben ansatzweise vorgenommen, mag exemplarisch verdeutlichen, welchen Anteil die Klassische Philologie im Sinne der *tria corda* an diesem zweifellos faszinierenden Projekt leisten könnte. Denn es zeigt eindrucksvoll, wie sich das Christentum schrittweise aus seinem Ursprung lösend, nicht ohne bei dieser nachhaltige Spuren zu hinterlassen, in einen Prozess eintrat, den J. FONTAINE mit dem Begriff der „ausdauernden und wohltuenden <Ineinandersetzung> der antiken Kulturüberlieferung und des Glaubens der Christen“ beschreibt, „geschmiedet“ von Autoren, „die mehrheitlich Advokaten oder Rhetoren, also hauptberuflich mit dem Wort Umgehende, waren“ (JbAC 25, 1982, 17-20). Sie verstanden wohl auch deshalb *conversio* als Verankerung des neuen Glaubens in der kulturellen Identität der Bekehrten und nicht mehr der seiner Herkunft.

Der Titel des Buches ist also mehr ein Programm für einen viel versprechenden, fächer-

übergreifenden Forschungsansatz, in dem die Klassische Philologie einen gewichtigeren Anteil haben könnte, wie die Bemerkungen zur Philologie der Texte zeigen mögen, um noch überzeugendere Ergebnisse zu erarbeiten.

Am Rande sei noch vermerkt, dass sich als Namensgeber der Vorlesungs- und Buchreihe statt des ENNIUS, dessen dritte Sprache mit Messapisch ein oskischer Dialekt war, viel besser HIERONYMUS geeignet hätte, der wegen seiner Hebräischkenntnisse als *vir vere trilinguis* galt.

MICHAEL WISSEMANN, Wuppertal

Klaus Tausend: Im Inneren Germaniens, Beziehungen zwischen den germanischen Stämmen vom 1. Jh. v. Chr. bis zum 2. Jh. n. Chr., Mit Beiträgen von Günter Stangl und Sabine Tausend, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2009 (Geographica Historica, Band 25) 282 Seiten, EUR 47.- (ISBN 978-3-515-09416-0).

Das vorliegende Buch von KLAUS TAUSEND, dessen Äußerungen durch jeweils einen Beitrag von SABINE TAUSEND zu germanischen Seherinnen (S. 155-174) sowie von GÜNTER STANGL zum Thema „Bevölkerungsgrößen germanischer Stämme im 1. Jh. n. Chr.“ (S. 227-253) ergänzt werden, hat sich zum Ziel gesetzt, „ein Bild der vielfältigen Formen von Beziehungen zu zeichnen, welche die germanischen Stämme unterhielten“ (S. 13). Der Verfasser will „eine innere Geschichte Germaniens“ (S. 13) schreiben. Da dies ein recht umfangreiches Anliegen ist, versteht es sich von selbst, eine zeitliche Eingrenzung vorzunehmen, die vor allem mit der Quellenlage begründet wird (S. 14 und auch S. 224). Damit beschränkt sich das Werk auf die Zeit von 58 v. Chr. (CAESAR) bis 180 n. Chr. (Markomannenkriege MARK AURELS). Nicht nur ein Blick in das Register bezüglich der zitierten Quellen (S. 271-277) verrät denn auch die Dominanz von CAESARS *Bellum Gallicum*, der Geschichte des CASSIUS DIO und vor allem der Werke des TACITUS, wobei naheliegenderweise nur der *Dialogus de oratoribus* ausgespart bleibt. Auch während der anregenden Lektüre des Buches von Tausend wird man vielfach mit Zitaten und Entlehnungen aus den erwähnten *Opera* konfrontiert. Numismatisches und epigraphisches Quellenmaterial

sowie Papyri findet man im Buch selten, so wie beispielsweise das *Monumentum Ancyranum* beziehungsweise die *Res gestae divi Augusti* (S. 60, 67 und 184) oder ein in Elephantine in Ägypten gefundenes Ostrakon zu der germanischen Seherin WALUBURG (S. 167f.). Unser Bild, das wir denn auch von den germanischen Beziehungen haben, ist *volens nolens* durch die „Brille“ der antiken Autoren geprägt, die selbstredend eine römische Perspektive vertraten. Obwohl Klaus Tausend in der Einleitung neben der Quellenlage auch die Herausbildung von Großstämmen und vermehrte Migrationen auf Seiten der Germanen im 3. Jh. n. Chr. für einen Einschnitt geltend macht (S. 14), führt er im Kapitel am Schluss des Buches („Schlußbetrachtungen, 2. Die zeitliche Dimension“, S. 215-225) sinnvolle und nachvollziehbare Gründe dafür an, dass es 180 n. Chr. eben keinen Einschnitt gab (vor allem S. 224). Die inhaltlichen Gründe für die Zäsur, die der Autor widerlegt beziehungsweise relativiert, sind folgende (S. 215-217): Wachstum der Gefolgschaftsverbände, „Aufstieg der Gefolgschaftsführer und das Heerkönigtum“ (S. 215), Zunahme der Migration und das Herausbilden großer Stammesverbände. Auf den das Buch beschließenden Seiten zeigt Tausend die Existenz dieser Phänomene bereits für den untersuchten Zeitraum auf (S. 217-224), so dass er zu der nüchternen Erkenntnis gelangt, dass für den Zeitraum des Buches nur die Quellenlage den Ausschlag gab (S. 224).

Auf Grund der Auswertung der zur Verfügung stehenden Quellen findet sich im Buch eine sehr nützliche Auflistung der friedlichen und kriegerischen Beziehungen zwischen den Germanenstämmen im Rahmen des ersten von fünf Großkapiteln (S. 15-45). Insgesamt registriert diese Liste immerhin 54 Fälle für den Untersuchungszeitraum, auf die dann im weiteren Verlauf des Buches beizeiten wieder zurückgegriffen wird (so z. B. S. 48, 60, 72 A. 449, 83, 126, 201). Ohne in Details gehen zu wollen, haben wohl die Bündnisse des Jahres 9 n. Chr. um die Person des ARMINIUS (S. 23-25) sowie der Bataveraufstand (S. 36f.) einen größeren Bekanntheitsgrad. Das erste Großkapitel, das in sich weiter untergliedert ist, widmet sich den Beziehungen der Germanenstämme untereinander aus politisch-militärischer Sicht (S. 15-88).

Neben der bereits erwähnten Auflistung geht es um „Die Träger der innergermanischen Bündnisse und Konflikte“ (S. 46-56), worunter vor allem die Stämme (S. 47-53) und Gefolgschaften (S. 53-56) zu verstehen sind. Dabei ist der Begriff „Gefolgschaft“ nicht klar definiert, kann aber wohl als „lockere Verbindung von Kriegern, die sich – oft nur kurzzeitig – einem Führer zur Erlangung eines (meist militärischen) Zieles unterordnen“ (S. 55), verstanden werden. Inwieweit allerdings scharf zwischen Stamm und Gefolgschaft getrennt werden kann, ist fraglich (S. 55). Im Abschnitt über die „Verfassung“ der einzelnen Germanenstämme (S. 57-70) geht es im Wesentlichen um die Prinzipatsverfassung, das heißt, an der Spitze standen mehrere Adelige, und um das Königtum. Dabei ist bei den Stämmen des Westens und Südens eine Entwicklung vom Königtum zur Prinzipatsverfassung festzustellen (S. 58, 65). Die Verfassungsform hatte aber keinen Einfluss auf die Außenpolitik (S. 69). In den Unterkapiteln vier bis sieben stehen die Bündnisse, die die Germanen eingingen, im Vordergrund (S. 71-88). Es geht um deren Voraussetzungen, Dauer beziehungsweise Wiederholung, Ausdehnung sowie vor allem auch um die Gründe und Motive. Allgemein zeichnet Tausend das „Bild von sehr kleinräumigen Bündnissen, die nur unter römischem Druck – kurzfristig – größere Ausmaße erreichen konnten“ (S. 78) Größere Bündnisse kristallisierten sich zum Beispiel um die Personen ARMINIUS und MARBOD heraus (S. 77). Bei der Suche nach den Gründen tappt der Autor weitestgehend im Dunkeln, da Quellen fehlen: „Generell bleibt man jedoch bei der Frage nach den Ursachen oftmals auf Vermutungen angewiesen.“ (S. 79) Diese Unsicherheit, die durch die Verwendung des Konjunktivs („dürfte“ etc.) deutlich wird oder die sich mit den Wörtern „vielleicht“ oder „wohl“ umschreiben lässt, durchzieht (leider) das ganze Buch (vgl. u. a. S. 20, 21, 23, 25, 28, 33, 49, 52, 59, 60, 86, 92, 106, 116, 129, 137f., 178, 203). Gleichwohl versteht es der Verfasser, auf der Basis der zur Verfügung stehenden Informationen Ergebnisse zu liefern. So bleibt (wohl) festzuhalten, dass der Hauptgrund für innergermanische Bündnisse in der Suche nach Schutz bestand; seltener ging es um Landwerb (S. 88).

Das zweite Großkapitel hat als Sujet die Wanderungsbewegungen der Germanen (S. 89-141), wobei diese Migrationen eher der Normalfall als die Ausnahme waren (S. 98f.). Die Gründe für räumliche Veränderungen der Stämme waren vielschichtig: u. a. Klimaveränderung, Bevölkerungswachstum, Expansionsstreben oder innenpolitische Motive (S. 99). Neben der Frage nach den Wegeverhältnissen (S. 104-112) wird der Fokus auf die Expansion größerer Stämme (S. 113-122) und auf die „Clientelverhältnisse“ bei den Germanen gelegt (S. 123-141). Dieser Abschnitt ist sehr hypothetisch gehalten (vgl. in diesem Sinne auch die Zusammenfassung auf Seite 141).

Im dritten großen Abschnitt geht es um „Kultisch-religiöse Beziehungen“ (S. 143-174). Hier werden die germanischen Kultgemeinschaften, so die bei den Sueben im Gebiet der Semnonen, der Kult um die Göttin Tamfana im Territorium der Marser, der Nerthuskultverband sowie der Alciskult angesprochen (S. 143-154). Dabei kooperieren die Stämme innerhalb dieser Kultverbände oft auch miteinander (S. 152). Das Kapitel „Germanische Seherinnen“ von SABINE TAUSEND (S. 155-174) bietet eine interessante Lektüre, verzichtet aber auf Verweise auf das restliche Buch, so dass der Eindruck eines bloßen Exkurses entsteht. Auf Seite 210 verweist dann allerdings Klaus Tausend auf dieses Kapitel. Die Seherinnen VELEDA, GANNA, WALUBURG und AURINIA/ALBRUNA kommen zur Sprache.

Nach dem kurzen vierten Kapitel „Interfamiliäre Kontakte“ (S. 175-182), in dem es auch um die Heiratspolitik der Stämme untereinander geht, werden im fünften Abschnitt die wirtschaftlichen Beziehungen untersucht (S. 183-204). Auch hier ist die Quellenlage nicht gerade gut, so dass römische Importgüter als Untersuchungsgrundlage herangezogen werden (S. 183f.). Diese können an der „römisch-germanischen Grenze“ getauscht worden sein oder durch germanische oder römische Händler in der Germania selbst weiter gehandelt worden sein (S. 186f.). Im Übrigen bieten auch diese Seiten eine interessante Lektüre. Das Zusammentreffen von Handelszentrum, politischem Zentrum und Kultzentrum ist dabei in Germanien „nicht weiter erstaunlich“ (S. 204),

wie dies für die Region um das heutige Breslau belegt ist.

Die „Schlußbetrachtungen“ (S. 205-225) wollen „nicht die Ergebnisse der vorangegangenen – oftmals sehr disparaten – Einzelstudien“ zusammenfassen (S. 205). Demnach hat Tausend auch gespürt, dass nun eher bündelnde Betrachtungsweisen vonnöten sind. Er nimmt diese unter dem Gesichtspunkt der Verkehrsgeographie (S. 205-214) sowie der Zeit (S. 215-225) vor. Dabei bedingt die Topographie Germaniens eher eine Beziehungslosigkeit zwischen den Stämmen an der Weser und am Rhein zu denen an der Elbe, Weichsel und Oder (S. 207, auch S. 212). Gegen die wissenschaftliche Position von PESCHEL sieht er diesen Grund dominant vor den Unterschieden in der Sozialstruktur der einzelnen Stämme (S. 207). Auf die zeitliche Dimension und die Frage nach einer Zäsur um 180 n. Chr. bezüglich der Beziehungen in Germanien ist bereits oben eingegangen worden.

Im Anhang untersucht GÜNTER STANGL sehr akribisch und methodisch überzeugend Bevölkerungsgrößen bei den Germanen (S. 227-253). Germanische Stämme waren wohl bis zum 3. Jh. nicht größer als 100.000 Personen; die Grenze nach unten lag offenbar bei 10.000. Neben dem ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 255-270) beschließen ein Index zu den Quellen (S. 271-277) sowie ein Register zu den Personen (S. 278-280) und Orten (S. 281-282) das Buch. Zur Veranschaulichung der schriftlichen Äußerungen dienen 14 Karten und drei Tabellen (S. 71, 236f., 238f.). Insgesamt haben Klaus Tausend sowie auch Sabine Tausend und Günter Stangl sinnvolle Beiträge geliefert, um die innergermanischen Beziehungen bezüglich verschiedener Facetten besser verstehen zu können.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Wolfgang F. Schwarz, Paulus Diaconus. Geschichte der Langobarden/Historia Langobardorum. Wissenschaftlich Buchgesellschaft: Darmstadt 2009. EUR 79,90 (ISBN 978-3-534-22258-2).

Der zu besprechende Band enthält eine Einleitung (7-22), die erste Einblicke in das Leben des PAULUS DIACONUS (ca. 725-795) sowie über die politischen Hintergründe der Epoche gewährt.

Diaconus, der am Ende seines Lebens die heutzutage wichtigste Quelle zur Geschichte der Langobarden verfasste, war Gelehrter am Hofe KARLS DES GROSSEN und verfasste die *Historia Langobardorum* im Kloster Monte Cassino. Nach der Einleitung beschreibt WOLFGANG F. SCHWARZ die Leitgedanken des Textes, geht auf Quellen, Stoffe und Strukturen ein und liefert eine sehr nützliche Übersicht über die einzelnen Bücher (23-102), um daran anschließend dem Leser einige Informationen über Sprache, Überlieferung und Textgestalt zu bieten (103-110). Es folgt der Hauptteil mit dem Text und der Übersetzung (112-343). Im Schlussteil findet der Nutzer hilfreiche Anmerkungen (345-408), ein Verzeichnis der Eigennamen (409-438), Hinweise auf Ausgaben und Quellentexte (439-445), ein umfangreiches Literaturverzeichnis (447-457) sowie eine Zeittafel und Übersichten.

Schwarz beschreibt ausführlich die Quellenlage; so benutzt Paulus Diaconus das *Breviarium* des EUTROPIUS, er greift auf Inschriften und mündliche Überlieferungen zurück; ihm sind auch die Briefe GREGORS I. DES GROSSEN, der *Liber pontificalis* und die Kirchengeschichte des BEDA VENERABILIS bekannt. S. liefert sehr detaillierte Informationen über die sechs Bücher, so dass der Leser gut vorbereitet an die Lektüre des Textes gehen kann. Er versteht den lateinischen Text als „Arbeitsfassung“ (109) und greift auf die Editionen von MIGNE, CRIVELLUCCI und MORGHEN zurück. Schwarz legt in diesem Buch die erste vollständige Übersetzung der *Historia Langobardorum* ins Deutsche vor, wobei er nach eigener Aussage darum bemüht ist, „Treue zum Original bei zeitgemäßem Ausdruck“ zu suchen (109). Insgesamt kann dem Übersetzer bescheinigt werden, seinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden.

Das sehr umfangreiche Literaturverzeichnis enthält zahlreiche Publikationen sowohl zum Autor als auch zu dessen Werken. Ergänzend könnte man auf K. LANGOSCH (Mittellatein und Europa. Führung in die Hauptliteratur des Mittelalters. WBG Darmstadt 1997, 2. Aufl., 16ff.) und P. ORTH (Mit Eugippius unterwegs. Ein Fund zur „Langobardengeschichte“ des Paulus Diaconus, in: D. Walz (Hrsg.), *Scripturus vitam*. Festgabe

für Walter Berschin zum 65. Geburtstag. Mattes Verlag: Heidelberg 2002, 741-745. (dort auch neuere Literatur)) verweisen.

Die *Historia Langobardorum* kann auch mit großem Gewinn als Schullektüre eingesetzt werden. Ausgewählte Textpassagen eignen sich gut in der Phase der Übergangsektüre auch zum Einüben zügigeren Übersetzens. Die Schrift von Paulus Diaconus ist schon deshalb interessant, da sie Einblicke in das frühe Europa gewährt. Daneben gibt es aufschlussreiche Selbstbilder der Langobarden. Auch Beschreibungen der Römer durch andere Völker ermöglichen den Schülerinnen und Schülern einen Perspektivwechsel, der bei der Lektüre zahlreicher lateinischer Texte notwendigerweise zu kurz kommt. Sprachlich gesehen können die Passagen nach der Lehrbucharbeit durchaus von den Schülerinnen und Schülern bewältigt werden, wenn entsprechende Hilfen und Erklärungen mitgeliefert werden.

Ebenfalls von Interesse ist das Thema der Migration. Hier ist auch ein Vergleich mit der heutigen Zeit naheliegend. Paulus Diaconus beschreibt an verschiedenen Stellen seines Werkes Naturkatastrophen, Phänomene, die bis heute zu beobachten sind und auch im Lateinunterricht berücksichtigt werden sollten. Es könnten etwa folgende Abschnitte in der Lektürephase behandelt werden: Bevölkerungsdichte als Grund für die Abwanderung zahlreicher Volksgruppen (Buch 1,1-3), die germanische Siebenschläferlegende (1,4), Herkunft des Namens Langobarden (1,9), ALBOIN verlässt mit den Langobarden Pannonien, zieht nach Italien und besetzt Venetien (2, 7-9), Überschwemmung und Pest sowie deren Folgen (3,24), Vesuvausbruch, Angriff der Sarazenen, Tod des Kaisers KONSTANTIN (6, 9-11), Kriege zwischen den verschiedenen Völkern in Europa, Beziehungen zwischen Franken, Langobarden und Sarazenen (6, 52-54).

Bisher scheint mir die Schrift: *Historia Langobardorum* von Paulus Diaconus nicht genügend von der Fachdidaktik gewürdigt worden zu sein. Nur HERMANN SCHULZ hat in seinem verdienstvollen Buch: *Mittellateinisches Lesebuch* (Paderborn 1978 (4. Druck)) einige Passagen aus der Schrift des Diaconus ausgewählt. Auch MANFRED FUHRMANN hat in seinem bahnbrechenden Auf-

satz: Über kleine Gattungen., im AU 18,5 (1975, 40f.) das Werk des Paulus Diaconus gewürdigt. Ansonsten kommt dieser Autor meines Erachtens zu Unrecht nur in kleineren Aufsätzen vor.

Schwarz hat einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis der Frühzeit Europas geleistet und einen Anstoß geliefert, dass Vertreter von Universität und Schule sich wieder verstärkt der *Historia Langobardorum* zuwenden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

John R. Clarke, ROMA ANTIQUA – Von Händlern, Hebammen und anderen Helden. Primus Verlag: Darmstadt 2009. 176 S. EUR 29,90 (ISBN 978-3-89678-811-5).

Sie waren in Ostia, haben die Mosaiken auf dem Forum der Korporationen gesehen, aber zu fotografieren vergessen? Kein Problem: Prof. Dr. JOHN R. CLARKE hat das für Sie in seinem Buch nachgeholt und darüber hinaus das Forum als Ganzes, das man sich bei der heutigen Ruinenanlage kaum noch vorstellen kann, mutig rekonstruiert. Er unterrichtet Kunstgeschichte an der University of Texas in Austin mit dem Schwerpunkt auf römischer und griechischer Kunst und Architektur, daher die fantastischen Fotos, gestochen scharf und kontrastreich. Wie der Titel schon vermuten lässt, handelt es sich um eine bildgestützte, plastische und bildhafte Zusammenstellung von schlaglichtartigen Blicken auf das römische Alltagsleben. Eine angenehme, leichte Lektüre, deren Autor sich nicht scheut vorhandene Lücken zu füllen, um Dargestelltes abrunden zu können. Das muss der geneigte Leser bzw. die geneigte Leserin vorab wissen, denn das Hauptaugenmerk liegt in der kunstgeschichtlichen Dimension und der Frage, inwiefern man sagen kann, dass die Römer waren, wie wir heute sind. Als Quellen werden Grabinschriften, Graffiti, Ladenschilder, Altäre und Wandmalereien zu Rate gezogen, umgeben von einer Erzählhandlung, in einen „alltäglichen“ Zusammenhang eingebettet und erklärt. Reale Personen der augusteischen und der Kaiserzeit werden ergänzt und unterstützt von fiktiven Figuren, die bei ihrem ersten Auftreten jeweils kursiv gesetzt sind.

Für Liebhaber und Freunde der Region um den Golf von Neapel und Besucher der Städte Pom-

peji und Herculaneum lässt Clarke zum Beispiel einen Morgen im Haus der Vettier plastisch vorm inneren Auge der Leser Revue passieren. Das ist an sich ganz reizvoll. Der Ortswechsel nach Ostia erfolgt indes unvermittelt und abrupt, vom Isis-Kult in Herculaneum zum Kybele-Kult in Ostia, dann wieder nach Pompeji. Die Konzeption des Buches sieht vor, dass unter den Oberthemen „Leben mit Göttern“, „Arbeit“, „Kriegstrophäen“, „Unterhaltung“ etc. das römische Leben bildhaft und lebendig dargestellt wird. Einschränkend sei erwähnt, dass zum Beispiel der Name der Göttin Pax gleich in Übersetzung gebraucht wird und das Frühstück der Römer im Bett ausschließlich aus einem Becher mit heißem Wasser besteht. Die Karte des Golfs von Neapel auf Seite 7 vermischt munter antike römische bzw. griechische Städtenamen mit dem aktuell neuzeitlichen *Chieti* statt *Teate* und arbeitet hier nicht trennscharf.

Die häufigen Ortswechsel hindern ein wenig den Lesefluss, in den erst mit der Zeit ein wenig Ruhe hineinkommt, weil Pompeji und die Vettier den Anfang eines jeden Kapitels bilden und sich so wie ein roter Faden durch die wechselnden Orte und Personengruppen ziehen. Rom als Hauptstadt darf natürlich nicht fehlen. Hier ist das Kapitel „Kriegstrophäen“ angesiedelt, genauer gesagt auf dem Trajansforum, das in Teilen sehr eindrucksvoll digital rekonstruiert wurde.

Die Graffiti zum Thema „Unterhaltung“ nehmen insbesondere die Gladiatorenspiele auf und setzen mit den Ausschreitungen des Jahres 59 n. Chr. im Amphitheater von Pompeji zwischen Fans aus Pompeji und der Nachbarstadt Nuceria, die in einem blutigen Gemetzel mit zahlreichen Toten endeten und zu einem zehnjährigen, von Kaiser NERO erlassenen Spieleverbot, das allerdings durch das verheerende Erdbeben drei Jahre später hinfällig wurde, führten, einen bewusst gegenwartsbezogenen Akzent. Der Grundfrage dieses Buches kommt so ein Schlaglicht natürlich sehr entgegen. Geradezu liebevoll gestaltet sich die Darstellung des Latrinengangs und seiner Bedeutung für Soziales und Gesundheit. Die Texte dieses Buches eignen sich insbesondere als Grundlage für Geschichtserzählungen.

Die Wiederaufnahme der eingangs gestellten Hauptfrage verkehrt sich in ihrem Ergebnis:

Durch die Rekonstruktion der römischen Lebensweise und -haltung, das Lebendig-werden-Lassen der antiken Welt in kleinen Ausschnitten ändert sich der Blickwinkel auf das aktuelle, das heutige Tun und seine Hintergründe und Wurzeln, auf unsere Kultur und Geschichte. Es bleibt die Frage, ob das durch die ungewöhnliche Ausgangsfrage nicht schon intendiert war.

Wer auf die Bilder verzichten mag und stattdessen die Texte bevorzugt, für den lohnt sich ein Blick in den Hörbuchkatalog der wissenschaftlichen Buchgesellschaft.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Bielefeld

Jörg Fündling: Kaiser von morgens bis abends. Ein Tag an der Spitze des Römischen Reiches. Darmstadt (Primus Verlag) 2009 (Geschichte erzählt, Band 19), 144 Seiten, EUR 16,90 (ISBN 978-3-89678-386-8).

Einblicke in die Privatsphäre von anderen nehmen zu wollen, scheint ein Verlangen jeder historischen Epoche zu sein. Dabei sind bekannte oder bedeutsame Persönlichkeiten der Politik, Gesellschaft oder Kultur von besonderem Interesse. Dies drückt – wenn auch reichlich verklau-suliert – JÖRG FÜNDLING in seiner Einleitung (S. 7f.) zu einem Buch über den Alltag des römischen Kaisers aus. Dabei konzidiert der Verfasser selbst enorme „Wissenslücken“ (S. 9), obgleich vor allem die antiken Autoren mit ihren Werken „erst nach langer, zudringlicher Befragung“ (S. 9) Antworten bereitstellen. Trivial ist es dabei in diesem Zusammenhang herauszustellen, dass es selbstredend den Tag im Leben eines römischen *princeps* so nicht gegeben hat (S. 9). Vernünftigerweise – nicht zuletzt wegen der Quellenlage, vor allem die antike *Yellow Press* in Form von Sueton und der *HISTORIA AUGUSTA*, Verfasser, die sich nur allzu gern für Alltägliches und Absonderliches interessieren – schränkt Fündling seine Betrachtungen auf die „hohe Kaiserzeit“ des Prinzipats ein (S. 9, auch S. 47). Damit umfasst das Buch immerhin einen Zeitraum von mehr als 250 Jahren (von 27 v. Chr. bis 235 n. Chr.). Eine Liste am Ende informiert dann konkret, um welche jeweiligen Herrscher es sich damit handelte (S. 140f.).

Der Aufbau des Werkes orientiert sich entsprechend des Sujets am Tagesverlauf, vom Tagesan-

bruch ausgehend (S. 11-21) über verschiedene Stationen am Tag bis hin zur *cena* am Abend (S. 111-122) beziehungsweise bis zur Nacht (S. 123-127). Dabei unterlässt es Fündling aber gleichfalls nicht, auf die Schattenseiten des „Kaiserseins“ respektive auf die enorme Ambivalenz dieses „Berufes“ einzugehen (Kapitel „Flucht – Kaisersein als Last“, S. 101-110). Gemäß dem Titel der Reihe „Geschichte erzählt“ verfällt der Verfasser mitunter in einen leichten Plauderton (so S. 123-127), ohne dass dies aber einem Lesegenuss abträglich wäre. Inwiefern Transfers und Vergleiche zwischen Persönlichkeiten verschiedener Epochen dabei zur Anschaulichkeit und zum Verständnis beitragen, kann mitunter fraglich sein. So spielt Fündling im Zusammenhang mit der Fitness des Kaisers auf den Präsidenten der USA, speziell BARACK OBAMA an (S. 90 mit A. 10).¹ An einer anderen Stelle wird ROBBIE WILLIAMS bemüht, der wohl besser als PETER USTINOV für die Rolle eines NERO geeignet (gewesen) wäre (S. 104).

Die Aufmachung des Buches orientiert sich an den Kriterien, die die Reihe „Geschichte erzählt“ vorgibt. So sind an passenden Stellen im Fließtext Quellen, zumeist Auszüge aus den Schriften der antiken Autoren (so S. 8, 14, 18, 33, 46, 78, 80, 104, 109, 126) oder aus einer Inschrift (S. 30), eingestreut, die die Bemerkungen Fündlings fundieren und zementieren. Hilfreich, vor allem für Leser, die in der Alten Geschichte und der Altertumskunde nicht so bewandert sind, sind die beizeiten eingefügten Erklärungen zu bestimmten Themenkomplexen: Römische Zeitrechnung (S. 14), Patron und Klient (S. 20), Amtsbezeichnungen (S. 25), Karrieren (S. 31), Ritter (S. 34), Uhren (S. 42), Kaisertitel (S. 47), Kaiserin (S. 56), Livia (S. 77), Römischer Kalender (S. 84) oder Tod des Kaisers (S. 125). Zur Veranschaulichung des Gesagten tragen auch die relativ zahlreichen Abbildungen bei, die zwar in Schwarz-Weiß gehalten sind, dafür aber gestochen scharf sind (so S. 12f.: „Regierungsviertel“ in Rom; S. 36: Hadrian; S. 44f.: *Villa Hadriani*; S. 50: *adventus* Hadrians; S. 54f.: *ara pacis*; S. 60f.: Triumphzug; S. 62f.: Trajanssäule; S. 64f.: Trajansforum; S. 68: Kurie; S. 86f.: Circus Maximus; S. 92: Hadrian als Jäger; S. 94f.: Caracallathermen; S. 103: Peter

Ustinov als Nero; S. 107: Commodus; S. 112f.: *domus Flavia*; S. 120: Dekadenz Elagabals; S. 124: *cubiculum*).

Das Anliegen des Buches von Fündling kann es nicht sein, wesentlich neue Erkenntnisse zum Alltag des römischen Kaisers bieten zu wollen; in diesem Bereich ist das Werk von ALEXANDER DEMANDT wohl ungebrochener Maßstab.² Dies gilt gleichfalls für das exzellente Buch von FERGUS MILLAR zum römischen Kaiser, der vor allem auch dessen geschäftliche Tätigkeiten und seinen „Beruf“ näher in den Fokus nimmt.³ Beide Werke finden sich demzufolge auch vermehrt in den Anmerkungen (S. 129-139) sowie natürlich in dem knappen, dafür aber kommentierten Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 142f.). Ferner kann Fündling auf die bis heute nicht übertroffenen Ausführungen von LUDWIG FRIEDLÄNDER zu kulturellen und alltäglichen Aspekten in Rom zurückgreifen, der vor allem die antiken Quellen hervorragend aufgearbeitet hat.⁴ Bücher von KARL-WILHELM WEEBER, der sich auch des Öfteren mit dem römischen Alltag in seiner unnachahmlichen Art befasst hat, sucht man (leider) vergebens.⁵

Werfen wir einen Blick auf ausgewählte Aspekte des kaiserlichen Alltags, die Fündling mit Speisen auf einer Speisekarte vergleicht: „Die Speisekarte in einem Restaurant ist größer als meine Mahlzeit (und mein Magen), doch irgendwo zumindest versteckt sich mein Essen in ihr – und um im Bild zu bleiben, verkehrt ein Kaiser in einem dermaßen exklusiven Lokal, dass das Menü von vornherein so erlesen wie überschaubar ist. Verkürzen wir ihm die Zeit und leisten wir ihm Gesellschaft!“ (S. 9f.) Der Tagesanbruch des *princeps* beginnt wie bei jedem Menschen mit dem Aufstehen, das in den meisten Fällen unspektakulär war und ist (S. 14). Oft war dieser Teil des Tages kein Familienereignis, das heißt, der Kaiser wachte allein auf, wurde angekleidet, opferte den Göttern und empfing dann nach kurzem Frühstück im Rahmen der *salutatio* – wie übrigens andere hochgestellte und angesehene Römer auch – seine Klienten. Hier war die Reihenfolge des Eintritts von Bedeutung (S. 20). Der Morgen war dann von „festen Terminen“ (S. 22-40) bestimmt, was im Wesentlichen

persönliche Gespräche um politische oder andere Fragen, Lesen und Beantworten von Briefen und Petitionen sowie den Empfang von Gesandtschaften bedeuten konnte. Dabei ist es Fündling richtigerweise wichtig, den Kaiser „als göttlichen Hilfebringer“ (S. 27) oder als „Oberhaupt eines Personenverbandes“ (S. 28) sowie als „Wohltäter der gesamten römischen Republik“ (S. 33f.) zu kennzeichnen. Obwohl der Kaiser natürlich Berater (*consilium principis*), Sekretäre und weiteres Hilfspersonal hatte, lag die letzte Entscheidung über Fragen beim Kaiser allein: „Jede einzelne Entscheidung traf der Kaiser allein – aber nicht einsam.“ (S. 34)

Im Kapitel mit der Überschrift „Luftveränderung – Die wandernde Mitte des Reiches“ (S. 41-52) geht es um den reisenden Kaiser, der den Palast beziehungsweise Rom verließ, um Städte und Provinzen zu besuchen. Dabei trat wohl der touristische Aspekt hinter der Arbeit zurück (S. 49). Auch finden sich hier Bemerkungen zum Kaiser als Feldherr und Triumphator (S. 51f., vgl. auch S. 58f. und S. 66). Im Mittelpunkt des Abschnittes „Lang erwartete Feste – Das ganz normale Außergewöhnliche“ (S. 53-75) werden verschiedene Anlässe für Festlichkeiten genannt, aber vor allem wird auch auf das Verhältnis des Kaisers zum Senat sowie zu den Göttern und somit auf seine *pietas* eingegangen. Herrscher werden insbesondere auf Grund ihrer Beziehung zum Senat in eher gute oder schlechte *principes* eingeteilt (S. 69f.). Das kurze Kapitel „Zwischenspiel – Atempause am Mittag“ (S. 76-80) befasst sich zu einem großen Teil mit sexuellen Abenteuern des Kaisers in der Mittagspause. Es waren aber natürlich auch private Lektüre sowie Besuche von kranken Freunden möglich (S. 79). Wohl gehört die lange gehegte Behauptung, dass Römer ab dem Mittag keiner Arbeit mehr nachgingen, in die Kategorie „Phantasie“ oder „Schlaraffenland“. Der Normalfall sah vermutlich ganz anders aus (S. 81 im Kapitel „Halbtags oder Gleitzeit? – Ehrenplätze und freie Momente“; S. 81-100). Fündling präsentiert den Kaiser am Nachmittag bei Gerichtsterminen und der Rechtsprechung, bei den öffentlichen Spielen, bei sportlichen Aktivitäten sowie bei seinen Versuchen, künstlerisch tätig zu sein. Ein guter Kaiser sollte besser kein Künstler sein, zumindest nicht

in der Öffentlichkeit (S. 100).⁶ Erinnerungen an den Künstler auf dem Kaiserthron *par excellence*, NERO, werden hier wach, der dem Image des *optimus princeps* doch eher abträglich war, selbst wenn man dessen Ambitionen in Schauspiel und Sport als Flucht versteht (S. 102-106 zu Nero). Die Ernennung oder Ausrufung zum Kaiser bedeutete in der Regel die Übertragung dieses „Amtes“ auf Lebenszeit. Der erste Kaiser, der abdankte, war 305 DIOKLETIAN in der Tetrarchie (S. 108f.); alle anderen starben mehr oder weniger freiwillig.⁷ Im vorletzten Abschnitt wird die *cena*, die Hauptmahlzeit der Römer beginnend am späten Nachmittag, aus kaiserlicher Perspektive betrachtet (S. 111-122). Der Kaiser konnte entweder selbst einladen oder eingeladen werden, was den Gastgebern sicherlich enorme Kosten verursachte (S. 121). Das letzte Kapitel widmet sich der Nacht (S. 123-127), die der *princeps* mehr oder weniger schlafend verbringen konnte.

Die Ausführungen von Jörg Fündling zum römischen Kaiser sind gut zu lesen, bedenken die Quellen und einschlägige Literatur. Fehler sind im formalen Bereich zu vernachlässigen (S. 34: Stadthalterschaft; S. 134 A. 8: Funktionspersonal). Insgesamt bietet das Buch eine anregende Lektüre für alle die, die sich dem Sujet des Kaisers widmen wollen.

Anmerkungen:

- 1) Zur Vorstellung des joggenden Kaisers und zu heutigen Politikern schon Michael Mause, Sport und Kaiser – Gedanken zum römischen Herrscherbild; *Laverna* 15 (2004) S. 1-10, hier S. 10.
- 2) Alexander Demandt, *Das Privatleben der römischen Kaiser*, München 1996 (1997²); für die Spätantike vgl. Monika Staesche, *Das Privatleben der römischen Kaiser in der Spätantike*, Studien zur Personen- und Kulturgeschichte der späten Kaiserzeit, Bern u. a. 1998.
- 3) Fergus Millar, *The Emperor in the Roman World (31 BC – AD 337)*, Ithaca, New York 1977 (1992²).
- 4) Ludwig Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms*, In der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine, Neunte und zehnte Auflage besorgt von G. Wissowa, 4 Bände, Leipzig 1921^{9/10}-1923¹⁰ (ND Aalen 1964).
- 5) Vgl. etwa Karl-Wilhelm Weeber, *Luxus im Alten Rom*, Die Schwelgerei, das süße Gift, Darmstadt

2003; ders., *Nachtleben im alten Rom*, Darmstadt 2004.

- 6) Vgl. Thomas Pekáry, *Imago res mortua est*, Untersuchungen zur Ablehnung der bildenden Künste in der Antike, Stuttgart 2002, S. 79-81: Malende und modellierende Herrscher.
- 7) Vgl. zum Lebensende der Kaiser Fik Meijer, *Kaiser sterben nicht im Bett*, Die etwas andere Geschichte der römischen Kaiserzeit, Von Caesar bis Romulus Augustulus (44 v. Chr. – 476 n. Chr.), Darmstadt 2003.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Helmut Schareika: Tivoli und die Villa Hadriana. Das „stolze Tibur“: Latinerstadt und Sommersitz Roms; aus der Reihe „Kulturführer zur Geschichte und Archäologie“, Philipp v. Zabern, Mainz 2010, 144 Seiten; 57 farbige Abbildungen; Karten und Skizzen; Format 15 x 22 cm; EUR 19,90 (ISBN 978-3805341585).

Der promovierte Altphilologe, Germanist und Archäologe S. ist nach längerer Verlagstätigkeit (Klett, Alte Sprachen; u. a. verantwortlicher Redakteur der Unterrichtswerke OSTIA und KANTHAROS sowie vieler Lektüren für den AU) seit einigen Jahren freiberuflich tätig, z. T. als Übersetzer von bes. die Kultur der Antike betreffenden Werken (Engl.; Franz.; Ital.), teils als Buchautor (zuletzt: *Das Prima Sachbuch* bei C. C. Buchner). S. ist außerdem Inhaber eines eigenen Archivs zur Antike.

Die o. g. pädagogische Erfahrung kommt ihm auch jetzt wieder zugute; das zeigt sich bereits in der mit 39 Punkten gekennzeichneten, sehr übersichtlichen Lagekarte Tivolis im umgeklappten Umschlag. Ebenso lässt die Inhaltsübersicht (S. 5) keine Wünsche offen: Das Buch ist in 7 Großkapitel und diese wiederum in jeweils mehrere Einzelkapitel gegliedert. Oberhalb der jeweiligen Seite steht eine nützliche Zusammenfassung des Textes in Stichworten; das Buch ist auf edlem Papier gedruckt.

Wenn man den in einem schlanken, modernen und von allzu viel Fachchinesisch erfreulich freien Deutsch verfassten Text liest, fallen überall blau unterlegte Zusatztexte auf; sie gliedern sich in zwei Abteilungen: a.) Zusatzinformationen zu Fachbegriffen (Symbol: eine Glühbirne); b.) Quellen (z. T. zweisprachig; Symbol: Buch).

Beides hat der Rezensent als nützlich empfunden.

S. betont über das ganze Buch verteilt immer wieder, wie wenig man im Grunde noch über die berühmte *Villa Hadriana* wisse, von der ein Drittel noch gar nicht „ergraben“ sei: Das erklärt die sympathische oft wiederholte Verwendung des Verbs „scheinen“ sowie verschiedener Ausdrücke des nicht sicheren Wissens (z. B. möglich; wahrscheinlich usw.): S. dokumentiert damit offen und ehrlich die Vorläufigkeit dieses am aktuellen Stand der Ausgrabungen orientierten Buches. S. betont selbst, dass von künftigen Erkundungen noch Sensationelles zu erwarten sei (z. B. S. 72). Immerhin weiß man, dass die Villa wie eine Stadt gebaut war („Stadtmauer“ leider weitgehend verschwunden).

S. beginnt mit der uralten, wechselvollen Geschichte Tivolis und kommt bald auf Kaiser HADRIAN zu sprechen (S. 31-34); dann auf Hadrian und Tivoli (35-46); bespricht die Gesamtlage der *Villa Hadriana* (47-65); dann die übrigen Gebäude samt ihrer Funktion (67-133) und schließt mit „praktischen Hinweisen“ (z. B. Anfahrt; Eintrittspreise; Kontaktadressen etc.). Ein abschließendes „Glossar“ soll dem Laien das Verständnis erleichtern und könnte gerne noch weitere Stichworte enthalten; mit einem tabellarischen Überblick schließt das Buch und zeigt überall ein überzeugendes Konzept, bzw. erfüllt alle Voraussetzung, die schon der gebildete Laie an einen Kunstführer stellen kann. Dazu gehören auch die zahlreichen hervorragenden Abbildungen, die fast alle vom Autor selbst „geschossen“ wurden und das Buch so auch zu einem wahren optischen Genuss werden lassen.

Die unausweichliche „Einleitung“ (der eilige Leser darf sie überblättern) schließt mit einer wunderschönen Lageskizze, die das Orientieren ungewein erleichtert: Man sollte bei der Betrachtung der Einzelobjekte stets auf sie zurückgreifen.

Bevor S. aber auf die Villa zu sprechen kommt, weiß er Überraschendes zu berichten: Tivoli beherbergte einst einen monumentalen Herkules-Altar (188 x 140 m), von dessen einstiger Größe noch imposante Überreste der „Substruktion“ zeugen (S. 19): prächtige Rekonstruktionszeichnungen S. 20. Aber auch Tivolis barbarisches Bom-

bardement durch US-Flieger (26. 5. 44) bleibt nicht unerwähnt (S. 28).

Auf S. 40 würdigt S. die Rolle Hadrians als Architekt (wohl größter Baumeister unter den römischen Kaisern), von dessen Vorstellungen in Rom das Pantheon (auch als Thronsaal benutzt) fast unzerstört deutlich Kenntnis gibt und den Hang des Kaisers zu Rundformen und Kuppeln bestätigt; S. verweist darauf, dass Hadrian dem hellenistischen und gleichzeitig parthischen (!) Baustil nacheiferte, dem Stil eines ebenbürtigen Landes, mit dem er Frieden schloss; der Kaiser habe keine neuen Formen erfunden, aber bewährte auf neue Höhen geführt (S. 65). Der gewaltige britische Hadrianswall mit seinen zahlreichen Gebäuden etc. wird übrigens nur gestreift, obwohl er eines der monumentalsten Bauwerke der Römerzeit überhaupt ist. S. 60f. betont S., dass sich Hadrian persönlich an ALEXANDER D. GR. orientiert habe; bes. deutlich dazu neben dem aus dem Osten stammenden Baustil sein berühmter Nachruf auf sein verstorbenes Pferd Borysthenes in Apt/Provence als Anlehnung an Alexanders legendäres Ross Bukephalos.

S. 54f. widerlegt S. die altbekannte Theorie, Hadrian habe in Tivoli die Lieblingsorte seiner großen Reisen abbilden lassen; S. 55 erfahren wir bes. Überraschendes: Der ganze Palast ist in eine obere Welt für die Herrschaften und eine düstere Unterwelt (5 km Tunnel) für das dienende Personal gegliedert.

S. 58f. wird der große Kaiser ins historische Umfeld eingereiht, was S. nach seiner Übersetzung von THORSTEN OPPER, Hadrian. Machtmensch und Mäzen, Darmstadt/Stuttgart 2009 (aus dem Englischen) nicht schwer gefallen sein sollte: Leider ist des Kaisers Autobiografie verloren gegangen; ebenso gibt es keine synchronen Berichte von Bedeutung; wir wissen über Hadrian aus schriftlichen Quellen viel weniger, als uns lieb ist.

In einem Buch über Hadrian darf auch der sagenumwobene ANTINOOS nicht fehlen (124-127): S. räumt mit dem unausrottbaren Klischees (u. a. Kaiser homosexuell) auf, gewiss, ohne diesen damit Einhalt gebieten zu können. Das fast völlig zerstörte Antinoeion von Tivoli präsentiert

S. mit einer eindrucksvollen Skizze des Grundrisses; es war eine virtuose Spielerei wieder mit der Kreisform, und man darf annehmen, dass Kuppeln und Halbkuppeln das Bauwerk krönten.

S. 108f. widmet sich S. den kleinen und großen Thermen von Tivoli; während man in Rom daran gewöhnt war, dass es getrennte Badezeiten für Männer und Frauen in denselben Thermen gab, wollte der Kaiser offenbar, dass bei ihm jedermann jederzeit baden gehen konnte und ließ getrennte Räumlichkeiten konstruieren; das war gewiss ein besonderer Luxus.

Man könnte dem Werk vielleicht eine Überfülle an genannten Details vorwerfen; das trifft aber nicht den Kern; die gewaltige Masse des Materials füllte nämlich ohne Weiteres ein Buch von mehrfachem Umfang, und der Leser sollte sich ggf. die Mühe machen, alles wiederholt zu lesen, bevor er – unabdingbar – diese hinreißende Stätte antiker Kultur aufsucht, um sich dort, wenn er wirklich mit der Materie vertraut werden will, längere Zeit aufzuhalten.

Der Rezensent möchte den Verfasser dieses wunderschönen Buches zuletzt bitten, mit seinem großen Wissen ausgestattet, noch einmal nach Tivoli zu fahren, um zusätzlich ein Video dazu zu erstellen, über das Lehrer und Lernende an allen Arten von Schulen entzückt wären; Vorbild dazu könnten MARCUS JUNKELMANN'S Videos bei Mnemosyne in Pfaffenhofen sein (z. B. Gladiatoren; Brot der Römer).

MEINHARD-WILHELM SCHULZ,
Seeheim-Jugenheim

Manfred Marquardt/Christof Voigt, Wörterbuch Latein für Philosophie und Theologie. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2010. EUR 19,90 (978-3-534-2323940).

Die Autoren des „Wörterbuchs Latein für Philosophie und Theologie“ waren bzw. sind beide als Professoren an der Theologischen Hochschule Reutlingen tätig, der eine für Systematische Theologie (bis 2005), der andere für Philosophie und Alte Sprachen. Das Buch versucht ein Desiderat zu füllen, da ein ähnliches *Opus* bisher nicht existiert. An das Vorwort schließen sich Hinweise, Abkürzungen und das Wörterverzeichnis an (12-198), danach folgt der Anhang. Schaut man

in das Inhaltsverzeichnis (10-11), hat man den Eindruck, dass dieser Anhang den größten Raum einnimmt; dies ist natürlich nicht so; dazu später mehr.

Ziel des Wörterbuches ist es, den Interessierten den Zugang zu wichtigen Texten der Geisteswissenschaften zu eröffnen. Die Autoren bieten im Vorwort (5-6) Hinweise auf Wörterbücher, die sie als Grundlagen benutzt haben, etwa das „Historische Wörterbuch der Philosophie“ (1971-2007) oder auch die „Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie“ (1995) sowie die Wörterbücher der philosophischen Grundbegriffe von KIRCHNER und von EISLER. Es fehlen auch nicht Hinweise auf dogmatische Standardwerke von K. BARTH, O. WEBER und W. HÄRLE, jeweils allerdings ohne genaue bibliographische Angaben. Daneben haben die Autoren die Werke von KANT und SCHOPENHAUER gesichtet, außerdem Werke der Grammatik, Logik, Rechtsphilosophie und Rhetorik. MARQUARDT und VOIGT (M. und V.) sind bereit, Anregungen und Kritik entgegenzunehmen und verweisen auf eine entsprechende E-Mail-Adresse (glossar@edition-ruprecht.de).

Im Abschnitt „Hinweise“ (7-8) liefern M. und V. die für den Gebrauch des Wörterbuches relevanten Informationen. Sie bieten Hinweise bezüglich der Orthographie, aber auch hinsichtlich des Faktums, dass sie im Gegensatz zur gängigen Praxis die lateinischen Infinitive verwenden. Das Gleichheitszeichen ist in sprachlichen Kontexten allerdings problematisch und sollte lediglich in mathematischen Zusammenhängen gebraucht werden. Eine Hilfe ist der Hinweis auf die Betonungsregeln der lateinischen Sprache. Bei abweichenden Betonungen werden die lateinischen Lexeme mit einem Longum versehen (etwa: *libīdo*), in wenigen Fällen verwenden die Autoren einen Akzent (*implicite*).

Das eigentliche Wörterbuch beginnt mit *a = affirmo* und endet mit *vultus*. Es werden zahlreiche Begriffe mit den entsprechenden deutschen Bedeutungen angegeben. Begriffe wie *accidens* werden mit häufig vorkommenden Attributen (*inseparabile, praedicabile, separabile*) geboten, ebenso geschieht dies bei *actus, ars, causa* usw. Diese Angaben sind sehr nützlich und in der Regel korrekt. Allerdings fehlen bei einigen Wör-

tern wichtige Bedeutungen, die die christlichen Autoren verwendet haben. So bedeutet *virtus* auch Wunder (Wundertaten, vor allem im Plural), bei *humanus* sollte die Bedeutung „gebildet“ ergänzt werden, bei *honor* das „Ehrenamt“/ die „Ehrenstellung“, bei *fides* „Kirche“. Bei wichtigen Konjunktionen werden nur einige Bedeutungen angeführt, andere fehlen; *cum* kann auch „wenn“, „obwohl“ und „während“ (adversativ) bedeuten, *ut* auch „sobald“, *donec* auch „solange als“ und „während“.

Offensichtliche Fehler treten nur vereinzelt auf. *Poeta* ist nicht feminin, sondern maskulin. Hier hätte ein Fettdruck hilfreich sein können, etwa: *poeta*, -ae **m**, *collega*, -ae **m** oder auch *manus*, -us **f**. Unvollständig ist auch die Genusangabe bei *dies* **m**, (**f**): der Tag. *Dies* als feminines Wort bedeutet der Termin, eine Information, die aus den Angaben nicht hervorgeht. Im Falle von *socius* bieten die Herausgeber auch noch *socia* und *socium* mit der Bedeutung: Gefährte. Dies führt zu Irritationen. Es wird der Anschein erweckt, bei dem Lexem handele es sich um ein Adjektiv.

Insgesamt fällt auf, dass das Wörterbuch wenig systematisch aufgebaut ist. Dazu möchte der Rezensent einige Beispiele liefern. *Causa sui* und *sufficientia sui* findet der Nutzer, nicht jedoch *fiducia sui* (Selbstvertrauen). Zu den Kardinaltugenden *sapientia*, *constantia*, *fortitudo* und *prudentia* hätte man die entsprechenden Adjektive erwartet, aber *sapiens* sucht man vergeblich. Dafür erscheint es als Beispiel eines einendigen Adjektivs mit dem Deklinationsschema auf S. 211 im Anhang.

Uneinheitlich ist auch die Verwendung der Kürzeln und Längen. Grundsätzlich sollten entweder die Verben der e-Konjugation oder die der konsonantischen Konjugation als solche erkennbar sein, zumal die Autoren nur die Infinitive liefern. Da die Anzahl der Verben der e-Konjugation erheblich geringer ist als die andere Gruppe, wäre es ratsam gewesen, Verben wie *tacere* mit einem Longum zu kennzeichnen. Der Nutzer findet indes Verben wie *admonēre*, *audēre*, *manēre*, *docēre*, *latēre*, *monēre*, *nocēre* und *ridēre*, die ein Longum tragen, ansonsten vermisst man bei den anderen Verben der e-Konjugation das Longum (*carere*, *apparere*, *tacere* usw.). Unein-

heitlich ist auch die Kennzeichnung des kurzen Vokals bei Adjektiven auf *-eus*. Die Herausgeber bieten *ignēus*, *nuclēus*, aber bei *corporeus*, *idoneus*, *simultaneus*, *spontaneus* und *subterraneus* fehlt die Kennzeichnung. *Solā fide* trägt ein Longum, nicht jedoch *sua sponte*. In der Regel findet man die Genusangabe bei Nomina, bei den Lexemen auf *-ex* wird eine unterschiedliche Praxis angewandt; *iudex*, *-icis m*, aber *vindex*, *-dicis*.

Bei einigen Begriffen präsentieren M. und V. als Hilfe für die richtige betonte Silbe einen Ictus, etwa bei *legítimus*, *omnípótens*, nicht aber bei *adiaphoron*, *similis*, *subditus*, *tessera* etc.

Hinweise auf die griechische Herkunft erhält man in einigen Fällen, in anderen eben nicht, auch wenn die Wörter eindeutig ihre etymologische Herkunft verraten (etwa bei *episcopus*, *oeconomia*, *scopus* usw.). Manchmal werden dem Nutzer Gegenbegriffe geboten, manchmal nicht; ein System ist darin nicht zu erkennen.

Querverweise gibt es zwar, auch hier gehen die Autoren nicht systematisch vor. Im Falle von *quadrivium* könnte man einen Hinweis auf *trivium* und umgekehrt vornehmen.

Der Anhang (199-230) enthält Tabellen, „die beispielhaft zeigen, wie Wörter gebeugt (flektiert) werden. Die Flexion der Nomina heißt Deklination, die der Verba Konjugation“ (199). Die letzteren Hinweise lassen vermuten, dass M. und V. mit Lesern rechnen, die sprachlich ungebildet sind. Die Frage ist, ob diese wirklich philosophische und theologische Texte in lateinischer Sprache rezipieren. Zunächst findet der Leser ein Beispiel zur Wortbildung (*amare*, *amabilis*, *amabiliter*, *amator*, *amicus*, *inimicus* *inimicitia* usw.). Wünschenswert wären weitere Beispiele gewesen, da sie für die Lektüre lateinischer Texte insgesamt nützlich sind. Danach folgen Tabellen der Deklinationen der Substantive. Zur Wiederholung sind diese sicherlich hilfreich, fragwürdig allerdings ist die Darbietung eines Substantivs der u-Deklination, das Neutrum ist (*cornu*, 206). Erheblich häufiger sind nämlich feminine Wörter wie *domus*, *manus*, *tribus*, *porticus* und *Idus*. Bei den Adjektiven wird zwar die Komparation geboten, nicht jedoch der Superlativ/Elativ. Am Ende des Anhangs sind weitere Tabellen mit den verschiedenen Pronomina, den Zahlwörtern und

der Konjugation des Verbs abgedruckt (Präsens und Perfekt sowie die Stammformen der unterschiedlichen Konjugationen mit jeweils einem Beispiel, außerdem die unregelmäßigen Konjugationen der Verben wie *esse, posse, ferre, velle, nolle, malle, fieri* und *ire*).

Insgesamt ist das *Opus* mit Sicherheit für zahlreiche Leser ein nützliches Instrument, fragwürdig allerdings scheint mir die Konzeption sowohl des Wortregisters als auch des Anhangs zu sein. Entweder werden entsprechende Kenntnisse beim Nutzer vorausgesetzt oder nicht. Im letzten Falle müssten die Autoren erheblich mehr Hilfen im Anhang bieten.

Sinnvoll wäre es gewesen, wenn die Herausgeber einen Philologen zu Rate gezogen hätten, dann wäre eine Dreifachperspektive aus Philologie, Philosophie und Theologie möglich gewesen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Werner Voigt: Die Leiden der alten Wörter... Faktoren im Wandel zwischen Alt- und Neugriechisch. Frankfurt (Beerenverlag) 2006. LIII, 1062 S., EUR 98,- (Meletemata 9, 1-3, ISBN 978-3-929-19832-4).

Das Altgriechische ist für Lehrende und Lernende des Neugriechischen hochinteressant, ja außerordentlich wichtig, und umgekehrt, s. FC 2/09, 175 mit Anm. 9; vgl. jetzt auch Latein und Griechisch in Berlin ... 54, 2010, 16. Dass dieses beide Bereiche betreffende Werk erst jetzt vorgestellt wird, ist u. a. durch seinen komplexen Inhalt und seinen großen Umfang bedingt. Es ist aus einer Hamburger Dissertation hervorgegangen, die auf Vorschlag der Gräzisten A. KAMBYLIS und KL. ALPERS angenommen worden ist; zu Person und Werk beider Wissenschaftler s. Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, 22. Ausg. 2009. VOIGT geht der Frage nach, warum man heute z. B. *σπίτι* und *βλέπω* sagt und nicht mehr *οἶκος* und *ὄρω*. Er untersucht bei 40 ausgestorbenen, durch andere Lexeme ersetzten Wörtern den Bezeichnungswandel, der unterschiedliche Ursachen hat: So kann Lautwandel Homonymie bewirken, dadurch tritt Bedeutungsunschärfe ein; es wird eine neue Bezeichnung nötig, und das kann zu Wegfall oder Bedeutungswandel älterer Bezeich-

nungen führen. Der Titel von V.s Buch klingt an den eines sprachpflegerischen Buches von HANS WEIGEL an: *Die Leiden der jungen Wörter* (1974; dazu meine Rez.: Germanistik 16, 1975, 73f.), dieser wiederum an GOETHE'S „Leiden des jungen Werthers“. (Inzwischen gibt es noch ein Wörterbuch von KLAUS NISSEN und MARTIN REUTER zur „Rächtschraiprehvorn“: *Die neuen Leiden der jungen Wörter*, als Taschenbuch 1999.) Eine Probe – Ersetzung von *αἶψα* durch *σηκῶ* – veröffentlichte V. bereits in „Geschehenes und Geschriebenes“ (Fs. GÜNTHER S. HENRICH ..., Leipzig 2005; zu ihr meine Rez. FC 1/06, 35f. und Phasis 9, 2006, 231f.) unter dem an BRECHT erinnernden Titel „Der unaufhaltsame Aufstieg eines unauffälligen Verbs“, s. V. 3, 811; die überarbeitete Fassung steht 1, 194. Schade, dass an beiden Stellen nicht auf die jeweils andere und dass im Register nicht auf S. 811 verwiesen wird; das betrifft auch weitere Stichwörter der Literaturnachträge.

Bd. 1 enthält grundlegende theoretisch-historische Ausführungen sowie die detaillierte Darstellung des „Leidens“ der alt[griechisch]en Wörter. Bd. 2 umfasst ausführliche Exkurse und Anmerkungen zu Bd. 1, ferner ein weit mehr als das Alt-, Mittel- und Neugriechische betreffendes Literaturverzeichnis. In Bd. 3 finden sich Glossare „nach Sachgebieten“ und linguistischen Kategorien wie Ellipse, Euphemismus usw.; Ergänzungen zu 1 und 2; Zusammenfassungen in Neugriechisch, Englisch, Französisch; diverse Indizes. Wie wichtig die Betrachtung eines Wortschatzes unter dem Aspekt von Sachgruppen ist, weiß man u. a. aus dem Oeuvre FRANZ DORNSEIFFS,¹ besonders aus dem germanistischen Hauptwerk dieses Gräzisten: „Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen“. Die 5., letzte von Dornseiff bearbeitete Auflage erschien 1959; zur 8. Aufl. (2000, mit guter Einführung von H. E. WIEGAND und mangelhaftem Hauptteil von U. QUASTHOFF) s. meine Rez. in: Muttersprache 115, 2005, 72ff. – Zu dem sehr interessanten Farbnamenkapitel (S. 542ff.) s. J. WERNER, Noch einmal: Blauer Himmel bei Homer?, in: Sächs. Akad. d. Wiss., Arbeitsblätter 6, 1999, 15ff. (Neufassung in Vorbereitung). Auf weitere Einzelheiten sei hier nicht eingegangen.

Ein grundgelehrtes, solides Standardwerk, das auch für Linguisten anderer Disziplinen außeror-

dentlich anregend ist: Es liegen positive Urteile von Klassischen Philologen, Byzantinisten, Neogräzisten, Indogermanisten, Germanisten, Romanisten, Slawisten vor. Das Buch ist durchweg gut lesbar, an vielen Stellen ist es geradezu spannend. Es hat einen stabilen Einband – gerade bei zu häufigem Nachschlagen benutzten Büchern heute leider keine Selbstverständlichkeit –, und das Ganze für nicht mehr als 98 €!

Anmerkung:

- 1) Vgl. J. Werner, „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen.“ Franz Dornseiff (1888-1960) als Klassischer Philologe und als Germanist. Leipzig, Stuttgart 1999 (Abh. Sächs. Akad. d. Wiss., Philolog.-hist. Kl. 1/76). Dazu R. Schmitt, Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft 9, 1999, 295ff.; J. Rabl, FC 4/1999, 224; dm., Litterae Saxonicae 3/1999, 20f.; L. Bluhm, Germanistik 40, 1999, 664; F. Schaffenrath, AAHG 53, 2000, 126ff.; R. Müller, Das Altertum 48, 2003, 238ff.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Duden. Der Vornamenfinder. Mannheim usw. 2009: Dudenverlag. 256 S., EUR 8,95 (ISBN 978-3-411-73991-2).

Dudenverlag und Bibliographisches Institut Mannheim haben wieder mehrere auch für Alt-sprachlerInnen interessante Nachschlagewerke herausgebracht.¹ Der Vornamenfinder verzeichnet 4500 Vornamen; mit Angabe der Herkunftssprache, getrennt für Jungen, mit blauem Lemma, und für Mädchen, mit rotem Lemma. (Vgl. Duden. Das große Vornamenlexikon, 3., Neub. Aufl. 2007, hat insgesamt 8000 „blaue“ und „rote“ Namen in einem einzigen Alphabet.) Die zahlreichen ganz oder teilweise griechischen bzw. lateinischen (von mir kursiv gesetzten) Namen haben auf dem Weg über andere Sprachen oft recht unterschiedliche Formen angenommen: *Andreas André Andrew Andrej Andor; Andrea* usw.; *Georg George Georges Jorgos Jürgen Jörg; Georgette* etc.; *Paul(us) Pavlos Pawel Pablo; Paula Pauline* usw.; *Angel(ik)a Angie; Caecilia Cäcilie Silke; Christ(in)a Christiane Kirsten Kerstin* etc. Wie häufig die außerdeutschen Formen in Deutschland sind, ist hier und in anderen Fällen schwer zu sagen. Ständig tauchen von bekannten Namen neue Formen auf, die vielleicht in späteren Auflagen der Vornamenbücher Berücksichtigung finden:

Kleopetra, Sahra. Relativ neu sind Cindy *Felicitas* Gesine Maybrit Smilla; Otis. *Jesus*, die gr.-lat. Form des hebräischen Namens, „im deutschen Sprachbereich bis in die Neuzeit aus religiöser Scheu nicht als Vorname vergeben ... erscheint vereinzelt ab 16. Jh.; ab 1961 in Deutschland als Vorname nicht mehr zugelassen; 1998 als Zweitname wieder erlaubt“. Wer S. 101 die Liste mit Vornamen bedeutender Komponisten liest, mag sich über Carl *Maria* von Weber wundern und sich Gedanken über Rainer *Maria* Rilke, Klaus *Maria* Brandauer, Oskar *Maria* Graf machen; S. 208 erfährt er dann, dass gr./lat. *Maria* (< hebr. *Mirjam*) „seit dem 18. Jh. als zweiter Vorname auch an Jungen vergeben wird, um sie dem Schutz der Jungfrau Maria anzuvertrauen“, in der Regel wohl nur in katholischem Umfeld, wo *Maria* ja eine herausragende Rolle spielt (der Name *Jesus* dagegen wird offensichtlich besonders in Lateinamerika eher wie der Name eines Heiligen behandelt, also häufig vergeben). Nach WILFRIED SEIBICKE, Historisches Deutsches Vornamenbuch 3, Berlin usw. 2000, 2005f. gaben etwa ab 1800 den Namen *Maria* gewöhnlich „die vornehmsten Familien...den Erstlingen“ als zweiten Vornamen (für diesen Hinweis danke ich meinem Freund HORST NAUMANN); einer der selteneren Fälle für *Maria* als dritten Vornamen ist der Talkmaster Alfred *Franz Maria* Biolek.

Dass manche Vornamen, zumal Kurzformen, für Jungen und Mädchen verwendet werden, war uns etwa von „Uli“ vertraut, es gilt aber auch für: Berti, *Chris* (< gr./lat. *Christopher, Christa* usw.), Kai, Kim u. a. So wie *Theodor* bedeutet natürlich auch *Dorothea* „Gottesgeschenk“. Zu *Sibylle* (< gr./lat. *Sibylla*)/*Sybille* s. Gymn. 102, 1995, 401. S. 9 muss der Diphthong betont werden: Achilleus, wie Eugen, nicht *Achilléus*. Dass es diese Akzentuierung auch einmal gegeben hat, ersieht man aus ital. *Idomenéo*. Neugriechisch ist nicht nur *Jannis* (< bibl. *Iōannēs/Johannes*), sondern auch *Despína* (altgr. *déspoina*). Dass in *Chloe* der Demeter-Beiname weiterlebt, ist unwahrscheinlich; der Name hat sich doch eher durch „Daphnis und Chloe“ verbreitet, vgl. die Art. Leila, Ronja, Thelma. Der Vorname „Erdoğan“ ist in Deutschland vermutlich nur unter Türken üblich, Mohammed, Mahmut usw. gene-

rell unter Muslimen. Tabellen listen Vornamen bekannter Sportler usw. auf (Boris Becker, David Beckham ...). Verzichtet werden sollte indes auf die Zusammenstellung „Schönste altmodische Jungennamen“: Wie schnell ändern sich Namen-Moden! Viel Interessantes zur Vornamen-Problematik gibt es im oben genannten „Großen Vornamenlexikon“: Die Zahl der Vornamen ist nicht begrenzt (wem fällt da nicht Herr zu GUTTENBERG ein?); bei mehreren Vornamen muss kein „amtlicher“ Vorname („Rufname“) mehr standesamtlich hervorgehoben werden; da finden sich Kapitel über: Namenmoden und Modenamen; Rechtschreibung der Vornamen; rechtliche Bestimmungen der Namengebung).² Das Werk enthält u. a. auch eine Auswahlliste derzeit (2007) beliebter Vornamen und zahlreiche Beispiele für berühmte TrägerInnen bestimmter Vornamen, z. T. mit Abbildung; „Barak“ kommt 2007 schon vor, aber natürlich noch nicht im Zusammenhang mit Obama.

Zwei ansprechend aufgemachte, nützliche Bücher!

Anmerkungen:

- 1) Duden. Thema deutsch 10: Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache, 2009, und Duden. Das neue Wörterbuch der Szenesprachen, 2009; sie können hier nur genannt werden. Zu „Duden. Finanzmarkt Wörterbuch“ und „Duden. Wirtschaft von A bis Z“ s. FC 1/2010, S. 57.
- 2) Dort konnte noch nicht folgender Fall erwähnt sein: Berliner Gerichte erlaubten gegen den Einspruch des Innensensors, dass ein hier lebender Ägypter seinen Sohn „Djehad“ (Dschihad, Heiliger Krieg) nennt (Berliner Zeitung 2. 9. 2009).

JÜRGEN WERNER, Berlin

Hans Jacob Schmitt: Dem Wind auf der Spur. Das Geheimnis spannenden Lebens. Karin Fischer Verlag: Aachen 2009, 445 S., EUR 19,50 (ISBN 978-3-89514-1).

Es ist ein philosophisches Buch, zu dessen Lektüre der Autor einlädt, philosophisch in dem Sinn, dass es den vielfältigen Fragen, die das Leben aufwirft, und den theologischen, ökonomischen, politischen und pädagogischen Problemen unserer Zeit auf den Grund geht. Das heißt, es erfasst

unsere moderne Welt mit ihren verwirrend vernetzten Bildern und Fakten nicht in ihrem zufälligen So-Sein, sondern in ihrem Ursprung, versucht, das Sein als Gewordenes wenn nicht zu begreifen, so doch zu erfahren. Denn begreifen und als Begriffenes festhalten lässt es sich so wenig wie der Wind, den wir spüren, aber nicht einsperren können.

Der Autor lässt den Leser teilhaben an dem reichen Erfahrungsschatz seines langen Lebens. Er war, 1926 geboren, noch Kriegsteilnehmer. Nach der Gefangenschaft studierte er Klassische Philologie, Philosophie und Theologie, wurde Lehrer und schließlich Leiter eines Gymnasiums in Worms. Auch als Pensionär blieb er nicht untätig. 1994 erschien ein zweibändiges Werk mit dem Titel „Die Wende – Wandel“.

Pädagogisch und gut sokratisch geht SCHMITT von Beobachtungen, Ereignissen, Fakten aus. In einer mit „Alltag“ überschriebenen Geschichte erzählt er zu Beginn, wie Fuad, ein gläubiger Muslim, und Fritz, ihn besuchen. Im Nu lenkt er das Gespräch auf grundsätzliche Probleme: Terrorismus, Integration und Toleranz, das Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern. Die Diskussion, die kontrovers, aber fair geführt wird, kommt zu keinem Ergebnis, sondern endet mit dem Wunsch nach einer Fortsetzung. „Morgen wieder um 16.00 Uhr“ Dem Anfang wohnt der Zauber des Ganzen inne. Es geht um Menschen in ihrer Besonderheit und Einmaligkeit, darum, sie zu verstehen, ohne sie zu vereinnahmen. Aber auch falscher Harmonisierung wird nicht das Wort geredet. Fehler werden benannt, Fehlentwicklungen aufgezeigt und kritisiert. Von Schmitt kann man lernen, wie die Älteren ihre Erfahrungen weitergeben, ohne besserwisserisch zu belehren. Gern verknüpft er seine Gedanken mit Zitaten aus der Bibel und aus der Literatur, speziell natürlich der antiken, deren Aktualität stets von neuem erstaunt.

Der Leser verfolgt, wie sich aus den Spannungen der Gegenwart zur Geschichte, des Augenblicks zur Vergangenheit, aus den Spannungen zwischen verschiedenen Menschen und Meinungen die Welt immer wieder neu erzeugt, ein heraklitischer Gedanke. Er fühlt sich in die Pflicht genommen, verantwortlich daran mitzuwirken, den Prozess

in friedliche Bahnen zu lenken. Gelingen wird es freilich nur, das ist die Überzeugung des Autors, mit dem Segen des Schöpfers.

Das Buch ist durch Überschriften gut gegliedert und zeichnet sich, wie bei einem Klassischen Philologen nicht anders zu erwarten, durch eine flüssige, klare und verständliche Sprache aus.

KURT ROESKE, Oberolm

IANUS. Informationen zum altsprachlichen Unterricht Nr. 30/2009. Euro 12,90. – Gesamtregister 1979-2009. Beide: Graz 2009 (Schnider).

Die Grazer altertumswissenschaftliche Zeitschrift, von RENATE OSWALD und WOLFGANG J. PIETSCH herausgegeben, ist mit ihren „wissenschaftlichen, essayistischen, didaktischen und poetischen Beiträgen“ (so die Rubrik I im Register), mit zahlreichen Besprechungen und Anzeigen von Büchern und Audiovisualia, ergänzt durch Personalien bzw. Nachrufe, in gewisser Weise ein Gegenstück zum FORUM CLASSICUM, auch in der Berücksichtigung verschiedenster Bereiche: Sprach- und Literaturwissenschaft, Alte Geschichte, Archäologie, Didaktik, Antikerezeption, Kongressberichte usw. Über die wechselvolle Geschichte der Zeitschrift (die 1978-87 unter dem Titel „Informationen zum Altsprachlichen Unterricht/IAU2 erschienen ist) einschließlich des Registers informieren Bd. 30 S. 6 und Register S. 5. IANUS ist sehr informativ und durchweg gut zu lesen. Einzelne Beiträge zu würdigen ist hier nicht der Platz, mit einer Ausnahme: Die Professorin V. PALASAKI (Saloniki) behandelt Neologismen altgriechischer Herkunft aus den neunziger Jahren für das Deutsche, das Neugriechische und das Spanische; vgl. in demselben Band die Anzeigen der Bücher von KYTZLER und WEEBER über, um es zeitgemäß zu formulieren, deutsche Wörter mit griechischem Migrationshintergrund – Bücher, denen in FC 2/08, 122-126 und 1/02, 25-30 eine andere Bewertung zuteil geworden ist; zur Anzeige von LIEBS, Lateinische Rechtsregeln, s. FC 1/08, 66f. Für das Register ist auf Vorarbeiten verwiesen, u. a. darauf, dass „der Lehr- und Forschungsbereich Didaktik der Alten Sprachen an der FU Berlin einen Index der Jahrgänge ab 1980 ins Internet stellte“. Die österreichische Zeitschrift (Bd. 30 mit 112 S. im Lexikonformat)

mit dem doppelköpfigen Gott Ianus auf dem Bandumschlag macht ihren Herausgebern, ihren Autoren und ihrem Verlag Ehre.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Die Interaktive Fachdidaktik Latein, hrsg. von Marina Keip und Thomas Doepner, (V&R) Göttingen 2010, 207 S., EUR 29,90 (ISBN 978-3-525-26411-9).

Wenn der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht dem 2008 in 3. Auflage erschienen Buch „Lateinunterricht. Didaktik und Methodik“ von HANS-JOACHIM GLÜCKLICH (das als maßgebend gelten darf) und der 2009 in 2. Auflage erschienenen und gleichermaßen anerkannten „Fachdidaktik Latein kompakt“ von PETER KUHLMANN sozusagen im eigenen Hause eine weitere „Fachdidaktik Latein“ (neben der sonst ja auch gewichtigen, verfügbaren fachdidaktischen Literatur) zur Seite stellt, dann darf die Leserschaft durchaus erwarten, dass sich dieser – zumindest in einigen Punkten – erkennbar ein sehr eigenes Profil eignet.

Dieser Anspruch wird schon im Titel sichtbar: „Interaktive Fachdidaktik Latein“. Dementsprechend fordern die sehr zahlreich integrierten „Übungen“ und „Anregungen“ dazu auf, die „dargestellten Prinzipien und Verfahren selbst [zu] ‚erfahren‘ oder [zu] ‚entdecken‘“, anzuwenden und auch auszuprobieren (Vorwort).

Zugleich wird damit eine Zielgruppe – wenn nicht ausschließlich – so doch in besonderem Maße angesprochen: StudentInnen der alten Sprachen, ReferendarInnen und insgesamt eher BerufsanfängerInnen. Die „Interaktive Fachdidaktik Latein“ will und kann demzufolge andere Didaktiken nicht ersetzen oder ablösen (das ist auch gar nicht ihr Anspruch), sondern sie – praxisnah (Vorwort) – ergänzen. Das Buch ist aus der Lehrerbildung heraus entstanden. Man wird vielleicht sagen dürfen, dass es vor diesem Hintergrund „methodischer“ ausgerichtet ist als die Referenzwerke.

Es wäre dementsprechend nicht eben angemessen, in diesem Buch Themen und Problemfelder zu vermissen oder zumindest zu wenig intensiv behandelt zu sehen, die an anderer Stelle (schon) ausgiebig bzw. umfassender verhandelt sind, z.

B. Legimitation des Lateinunterrichts, Historie des Lateinunterrichts, Lernerfolgskontrollen und dgl. Demgegenüber treten zudem Fragen etwa der Diagnose und Binnendifferenzierung etwas stärker in den Vordergrund.

Die „Interaktive Fachdidaktik Latein“ behandelt vor diesem Hintergrund in neun Großkapiteln zentrale Handlungsfelder des Lateinunterrichts: I. Wortschatzarbeit (13-34), II. Grammatikeinführung (35-66), III. Übung (67- 80), IV. Übersetzung und Texterschließung (81-112), V. Interpretation (113-146), VI. Grammatikarbeit während der Lektüre (147-160), Planung von Unterrichtsreihen (161-174), VIII. Diagnose und Differenzierung (175-190). IX. Motivation (191-207). Jedes dieser Kapitel schließt mit einsichtig ausgewählten und wohl dosierten Literaturhinweisen, die gut geeignet sind, eine vertiefte Einarbeitung in die jeweilige Thematik zu ermöglichen.

Die einzelnen Beiträge des Autorenteam lassen sich insbesondere von drei Grundprinzipien leiten. Akzentuiert wird – und dem kann man gewiss nur beipflichten – der Primat des Textes vor dem Einzelsatz, der Bedeutung bzw. Funktion vor der Einzelform sowie der Induktion vor der Deduktion. Hierzu verweise ich exemplarisch auf die Kapitel zur Wortschatzarbeit und zur Grammatikarbeit.

Dies bedeutet indes nicht, dass mögliche Probleme dieser grundsätzlichen Ausrichtung ignoriert würden, wie dies beispielsweise die Überlegungen zu den Grenzen der Induktion (52) belegen. Das angeführte „Negativbeispiel für Deduktion“ (56) scheint mir allerdings doch eher ein Zerrbild zu sein.

Neben der Akzentuierung der drei genannten Leitorientierungen sei die auffällige Betonung der Bedeutung des Übens hervorgehoben (z. B. 24-25,58 und das Kapitel zur Übung selbst). Dabei wird auch der Wert lange Zeit verbreitet als veraltet betrachteter Lernhilfen, etwa von Merksprüchen, neu gesehen (50). Gerade zu diesem möglicherweise zu lange und zu stark vernachlässigten Aspekt des Lateinunterrichts – dem Üben – bietet die „Interaktive Fachdidaktik Latein“ zahlreiche beachtenswerte Hinweise und Anregungen.

In Anbetracht des eindeutigen Favorisierens der Semantik und Textorientierung überrascht im Kapitel „Übersetzung und Texterschließung“ die dezidierte Ablehnung der „Dreischrittmethod“ (98-99, Anm. 9) und die demgegenüber sehr positive Beurteilung der Konstruktionsmethode (107-108). Gerade die „Dreischrittmethod“ sucht doch den von der Konstruktionsmethode her nur allzu bekannten Problemen im Bereich der Semantisierung zu begegnen. Den gegen die DSM gerichteten Vorwurf des Sprachschematismus (99, Anm. 3) halte ich eher mit Blick auf die Konstruktionsmethode für angebracht.

Einige häufiger vorkommende und oft in einen Gegensatz gebrachte Begriffe hätten m. E. präziser behandelt werden sollen, z. B.: aktiv, kreativ, produktiv gegenüber rezeptiv; intellektuell, ganzheitlich gegenüber linear. Ist nicht die Dekodierung und Rekodierung eines lateinischen Textes eine in hohem Maße aktive und kreative Leistung? Inwiefern die Betrachtung eines schlafenden Hundes (139) eine „ganzheitlichere“ Auseinandersetzung mit *SEN. epist.* 41,8 als eine intensive Auswertung des Textes selbst leisten soll, erschließt sich nicht, weil das Bild zum Thema „*secundum naturam vivere*“ keinen spezifischen Beitrag leistet (den Schlaf haben Hund und Mensch mit Blick auf ein naturgemäßes Leben gemeinsam).

Für sich genommen sind die vielen Hinweise, Anregungen und Tipps zur Unterrichtsgestaltung ohne Zweifel sehr beachtenswert. Ihre Umsetzung ist indes m. E. gerade von BerufsanfängerInnen, dem wesentlichen Adressatenkreis des Buches, wegen des oft hohen damit verbundenen zeitlichen Aufwandes nur in Auswahl zu leisten.

Zu fast allen Kapiteln gibt es instruktives Zusatzmaterial im Downloadbereich (DLB), das die Leserschaft des Buches ausgiebig nutzen sollte.

Wegen der besonderen Schwerpunktsetzung stellt die „Interaktive Fachdidaktik Latein“ eine unverzichtbare Ergänzung zu den gängigen Fachdidaktiken dar. Zahlreiche der dort angestellten Überlegungen sind über das Fach Latein hinaus insgesamt für Unterricht von großem Interesse. Sie sollte daher in keiner Schulbibliothek fehlen.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Hermannus Schottennius Hesus, Confabulationes tironum litterariorum (Cologne, 1525), ed. by Peter Macardle, Durham. 2007 (Durham University), X und 612 S., 59,95 \$ (ISBN 0-907310-68-0). – Peter Macardle, *Confabulations. Cologne Life and Humanism in Hermann Schotten's 'Confabulationes tironum litterariorum'* (Cologne, 1525, Durham 2007 (Durham University), VIII und 251 S. mit fünf Abb., 29,95 \$ (ISBN 0-907310-67-2).

Wie aus den beiden Buchtiteln hervorgeht, handelt es sich beim ersten Band um eine Neuedition der im Jahr 1525 erstmals erschienenen *Confabulationes* des HERMANN SCHOTTEN (ca. 1503-1546) und beim zweiten Band um eine einführende und begleitende Studie hierzu mit einer Darstellung des humanistischen Lebens im Köln des Jahres 1525, wie es sich aus den Texten des ersten Bandes erschließen lässt. Im deutschen Sprachraum dürfte der Autor, lateinisch HERMANNUS SCHOTTENNIUS HESUS genannt, durch das verdienstvolle Buch von ALOIS BÖMER zumindest einem kleinen Kreis von Philologen und Pädagogen bekannt sein, das er vor über hundert Jahren veröffentlicht hat: „Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. Auszüge mit Einleitungen, Anmerkungen und Namen- und Sachregister“ (Berlin 1897). In diesem Buch (Reprint Amsterdam 1966) wurde Schottennius auf den Seiten 128 bis 145 ausführlich vorgestellt. Es werden dort alle 123 Gespräche aufgezählt und inhaltlich kurz skizziert. Diesen *Confabulationes* fügte Schottennius im Jahr 1526 noch eine Sammlung von weiteren 30 Gesprächen unter dem Titel *Conuiuia* hinzu.

Beide von PETER MACARDLE herausgegebenen Bände sind unabhängig voneinander verständlich und verwendbar. Es scheint sinnvoll, hier hauptsächlich auf den umfangreichen ersten Band einzugehen. Der Herausgeber, Lecturer in the School of Modern Languages and Cultures der Durham University, präsentiert hier als bilingue Ausgabe den lateinischen Text aller 123 *Confabulationes* aus dem Jahr 1525 zusammen mit seiner jeweils auf der rechten Seite gebotenen englischen Übersetzung (S. 46-321) und lässt ihnen die *Conuiuia* aus dem Jahr 1526, ebenfalls lateinisch und englisch (S. 322-477), folgen.

Der Band gliedert sich übersichtlich in drei Teile: I. *Introduction*, II. *Text Edition of the Confabulationes* (einschl. *Conuiuia*), III. *Notes on the Colloquies and Conuiuia*. Die Anmerkungen machen rund hundert Seiten, also einen beträchtlichen Teil des Bandes, aus (S. 479-578). Sie folgen den Nummern der Gespräche und geben eine Fülle von Erläuterungen sowohl zu Sachthemen (z. B. S. 488f.: *Corycaei*; S. 503: *De festo Sancti Martini*; S. 509: *De ludo globorum missilium*) als auch zu sprachlichen Anspielungen und literarischen Quellen und Parallelstellen (z. B. S. 489: *Orbilius*, „*Horace's famously severe teacher*“, mit Hinweis auf HOR. *epist.* 2,1,71; S. 479: *ut inquit Cicero*, mit Hinweis auf entspr. Stellen). Zu den Notes gehört auch ein Anhang: „*Index of Schotten's Non Classical Latin*“ (S. 571-577). Eine recht ansehnliche „*Select Bibliography*“ beschließt diesen Band (S. 579-612). Geht man diese über 150 Gespräche durch, so gewinnt man einen guten Eindruck vom gesprochenen und sprechbaren Latein der Humanistenzeit, und zwar gerade für die Situationen des Alltagslebens. Die heutigen Philologen an Universität und Schule haben bekanntlich gerade in diesem Bereich wenig Erfahrung und Übung. Auch wenn wir das Ziel einer aktiven Beherrschung der lateinischen Sprache für den schulischen Lateinunterricht aufgegeben haben, bietet dieses Buch doch fast an jeder Stelle, an der man es aufschlägt, verblüffend lebensnahe Anregungen für eine gelegentlich in den Schul- oder Universitätsunterricht einzuflechtende Sprechsituation. Hierfür zwei kurze Beispiele:

a) S. 92: *Laurentius et Crato. L.: Qui fiat nescio: hodie totus a schola abhorreo. – C.: Ego quoque. – L.: O si liceret iam a libris et lectione feriari. – C.: Id perquam uellem. – L.: Periculum faciemus apud praeceptorem de impetranda uacatione. – C.: Aegre impetrabitur otiandi facultas, nam multi fuerunt dies celebres. etc. (I don't know why, but today I have absolutely no taste for school. – Me neither. – It would be good if we could be allowed a holiday from books and lessons now. – I'd like that a lot. – We'll take the risk of asking for a day off from the teacher. – He's hardly likely to grant us permission to stay off, because there have been a lot of holidays. etc.)*

b) S. 304f.: *Marcus et Nero. M.: Certiorem me redde: quomodo precabor ab ipso (praeceptore) exeundi ueniam, dum cacaturio? – N.: 'Rogo ueniam exonerandi uentrem.' – M.: Dum urina*

urgeor? – N.: ‘Precor facultatem ad euacandam uesicam.’ etc. (Tell me how I ask him for permission to go out when I need a crap. – ‘I beg leave to empty my bowels.’ – And when I need to urinate? – ‘I ask permission to empty my bladder.’ etc.)

Diese *Confabulationes* sind, wie es im Umschlagtext zu Recht heißt, “written in admiring imitation of the colloquies of Erasmus. But Schotten had his own distinctive style, a natural ear for dialogue, and a sympathetic understanding of the schoolboy world; as a result he produced one of the liveliest pedagogical works of the century, and one which is also a vivid and valuable cultural document of life in the early modern metropolis of Cologne.” –

Der zweite Band enthält die zugehörige wissenschaftliche Studie, die in fünf Kapiteln Schottens Lebenslauf, die Lebensbedingungen und kulturelle Welt im neuzeitlichen Köln, die Funktion der Schülergespräche, den lateinischen Stil und die Fortwirkung Schottens behandelt: „This study ... examines the ways in which the colloquies relate to their Cologne background, to the major contemporary colloquy collections, and to the humanist renewal of Classical Latin. It also looks in detail at the documentary traces of Schotten’s career, and of his networks of friendship and patronage, and tries to understand how he fitted into the structures of a university which has often been understood as hostile to humanism.“ Insgesamt bieten beide Bände jedem am humanistischen Latein Interessierten eine reichhaltige Fundgrube an sachlichen und sprachlichen Informationen. Darüber hinaus enthält der Textband sicher auch manche Anregung für einen fachübergreifenden Latein- und Englischunterricht, erst recht, wenn beide Fächer in einer Hand liegen.

ANDREAS FRITSCH

Meinhard-Wilhelm Schulz: *C. Iulius Caesar: De Gallis, Britannis, Germanis. Berichte über Land und Leute. Leipzig/Stuttgart/Düsseldorf (Klett) 1998 (Nachdruck 2009). Altsprachliche Texte – Blaue Reihe: Officina. 63 S., EUR 9,75.*

Eine der größten Herausforderungen und schwierigsten didaktischen Entscheidungen, die im Laufe eines Latein-Lehrganges zu treffen sind, betrifft zweifelsohne die Auswahl der Übergangs- bzw. Anfangslektüre. Neben die konkrete Lehr-

und Lernsituation betreffenden Faktoren (bspw. Alter der Lernenden, Gruppenzusammensetzung, Leistungsniveau, inhaltliche Interessen) wird man auch allgemein anerkannte, objektivierte Kriterien anführen können, die dabei Berücksichtigung finden sollten.¹ Vor dem Hintergrund vieler dieser Kriterien ist es durchaus erstaunlich, dass die CAESAR-Lektüre – trotz wiederholter Anwürfe und berechtigter Kritik an ihr – ein dennoch beinahe unangefochtenes Dasein als Anfangslektüre – in den Köpfen und den Curricula² – genießt.

Jedoch könnte man eine mehr als nur berechtigte Apologie Caesars nun mit der von MEINHARD-WILHELM SCHULZ vorgelegten thematischen Caesar-Lektüre betreiben. Schließlich werden die caesarischen *Commentarii* hier unter dem Blickwinkel der Ethnographie zugrundegelegt: mithin eine Form der Caesar-Lektüre, die jenseits von Kriegsrethorik und Kampfesgeschehen inhaltlich für Lateinlerner unterschiedlichen Alters als Anfangslektüre praktikabel und interessant zu sein scheint³ und vielleicht einen Konsens beschreiben könnte, wenn denn Caesar nach wie vor als Anfangslektüre traktiert werden soll.

In acht Kapiteln werden die ethnographischen Partien des *Bellum Gallicum*, teilweise in gekürzter Form, geboten, wobei die Originalreihenfolge der Ausschnitte bewahrt wurde, die Originaltextstellen angegeben sind und die einzelnen Kapitel unter entsprechenden Überschriften stehen, sodass man vom *Caput primum: De gentibus Galliae. De bello Helvetico* (Gall. I) schließlich bis zum *Caput octavum: De Caesaris nova belli ratione* (Gall. VII) gelangt und unterwegs alles Relevante über Sueben (Gall. I und IV), Belger (Gall. I), Britannier (Gall. IV und V), Gallier (Gall. VI), Germanen (Gall. VI; inklusive der Hercynischen Wälder) und die germanische Reiterei (Gall. VI) erfährt.⁴ Je nach Interessenlage, behandeltem Schwerpunkt oder zur Verfügung stehender Zeit ist es so ohne Weiteres möglich, auch nur einzelne Partien zu behandeln.

Besonders gelungen ist, dass die einzelnen kleinen Abschnitte eines Kapitels jeweils mit einem lateinischen Titel überschrieben sind,⁵ wodurch Lektüreerwartungen geweckt werden können und sich ein Spekulieren über den inhaltlichen Fortgang jeweils anbietet. In der Textreihe

Officina erscheinen Texte, „die zur erleichterten Lektüre eingerichtet sind“ (S. 2), sodass man auf allerlei Eingriffe in den Text gefasst sein muss. Hier erweist sich Schulz als sehr behutsam vorgehend: einerseits werden Abschnittsübergänge und Zusammenfassungen längerer Zwischenpassagen, die zwar nicht ethnographischen Charakters, zum uneingeschränkten Verständnis der anschließenden Passage aber unabdingbar sind, auf Latein geboten und können, ja müssen mitübersetzt werden. Andererseits betreffen kleinere Veränderungen im Text insbesondere Deutlichkeit und Eindeutigkeit generierende Zusätze, derer ein in der lateinischen, zumal caesarischen Übersetzung noch Ungeübter bedarf, um nicht am konzisen Berichtsstil des Feldherrn zu scheitern: Wiederholung von Konjunktionen, kataphorischer Gebrauch des Demonstrativums, Wiederholung (bzw. pronominaler Wiederaufgriff) des Subjekts oder Objekts, Setzung des richtigen (Genitiv)Attributs und ähnliche kleine Einfügungen. Diese Eingriffe erweisen sich stets als angemessen und in der Tat hilfreich für die Texterschließung.

Ein zurückhaltenderes Urteil muss freilich über den, in seiner Anordnung grundsätzlich zu begrüßenden, *sub linea*-Kommentar gefällt werden, der „dem raschen Übersetzen“ dienen und alle „Vokabeln enthalten“ soll, „die über den Grundwortschatz hinausgehen“ (S. 2). Auch wenn es unklar bleibt, welcher Grundwortschatz zugrundegelegt wird und im Laufe der Lektüre immer wieder Vokabeln begegnen, die man wohl dem Grundwortschatz zurechnen möchte,⁶ so scheint ein „Lieber Zuviel als Zuwenig“ immerhin dem Postulat einer zügigen Lektüre und Texterschließung zu entsprechen. Da auf einen Vokabel- und auch Eigennamenindex verzichtet wird, gerät der Kommentar bisweilen recht umfanglich, insbesondere wenn geographische und ethnographische Begriffe erklärt werden (müssen), was aber in aller Knappheit meist zuverlässig geschieht. Nur wenige Angaben fehlen, so etwa eine (er)klärende Angabe zu den *Ambiani* (S. 10) sowie zu manch schwieriger Konstruktion; *grosso modo* hält Schulz jedoch für die potentiellen Schwierigkeiten und Klippen bei der Übersetzung die notwendigen Hinweise und Impulse bereit. Am eindringlichsten zu hinterfragen ist nun jedoch die Art und Weise,

wie die Angaben im Kommentar geboten werden: Die relevanten grammatischen Informationen (die man ja auch den Lernenden immer abverlangt) wie Stammformen sowie Genitive und Genera werden nur dann angegeben, wenn der Herausgeber diese für nicht offensichtlich hält. Jedenfalls ist nicht zu erkennen, ob und wenn ja, nach welchem Muster diese und im Einzelfall auch andere wünschenswerte Angaben gemacht werden. Bei Eigennamen werden (immerhin konsequenterweise) nie entsprechende morphologische Informationen geboten. Selbst die noch einigermaßen regelmäßig gesetzte (und hier tatsächlich einmal triviale) Angabe „(Pl.)“ für die diversen Stammes- und Völkernamen wird – zunächst bei den *Allobroges* (S. 8) und dann mehrfach auf S. 31 – nicht durchgehalten. Dass bei den *Belgae* (S. 7) schließlich die Angabe des Genus' fehlt, ist aus Gründen, die nicht weiter expliziert werden müssen, zumindest fahrlässig. Die bei längeren Perioden gelegentlich im Kommentar gebotenen Hilfen werden mit – einem nirgendwo aufgelösten – „Sb“ (offensichtlich für: „Satzbau“) eingeleitet und geben die Struktur des Satzes vor.⁷ Davon werden insbesondere solche Lerner profitieren, die bis dato schon mit der Einrückmethode vertraut sind, die hier wohl – obschon nirgendwo thematisiert – Pate steht.

Abschließend soll ein Blick auf die deutschen Begleittexte geworfen werden: Zur Einleitung wird ein knapper Abriss zu „Caesar – der Politiker und Autor“ (S. 3f.) geboten; an das letzte Kapitel schließt sich ein recht umfanglicher Begleitender Leseteil mit Zweittexten (S. 43-63) an, der die in den Kapiteln verhandelten ethnographischen Aspekte noch einmal aufgreift, diskutiert und vertieft. Hier werden neben den Überlegungen und Einordnungen des Herausgebers als (deutsche) Zusatztexte in großer Überzahl Passagen aus TACTIUS' *Germania* dem Werk Caesars zur Seite gestellt. Die Ausführungen sind zutreffend, regen zur Auseinandersetzung an und begrenzen sich stets auch auf den Horizont des Textes.⁸ Den durch Kolloquiales und Redensartliches aufgelockerten Ton des Leseteils mag man begrüßen oder auch nicht; manchem mag er als unangemessener Plauderton erscheinen. Die über den gebotenen Text hinausgehenden Zusätze runden letztlich eine geographische Karte und einige wenige Abbildungen ab.

Es soll am Ende deutlich gesagt werden, worin nach Ansicht des Rezensenten der Vorzug einer solchen Lektüre liegt: es ist dies die unbedingte Konzentration auf den Text! Er steht im Mittelpunkt – sowohl bei seiner Einrichtung für die Lektüre als auch bei seiner Kommentierung und bei seiner Besprechung im Leseteil. Geradezu wohltuend ist in dieser Hinsicht der Verzicht auf jegliche Verständnisfragen oder sonstige Arbeitsaufträge, die ja auch immer nur auf eine bestimmte Altersgruppe zugeschnitten sein könnten. Der Text ist in der Tat für die erleichterte Lektüre (!) nach der Lehrbuchphase – und zwar potentiell einer jedweden Lernergruppe – eingerichtet und eröffnet dank seiner Thematik dennoch vielfältige didaktisch-methodische Möglichkeiten der weiteren Be- und Erarbeitung – ebenfalls für jedwede Lernergruppe jedweden Alters.

Auch wenn in einzelnen Aspekten Kritik geübt wurde und insbesondere in der Aufbereitung der Kommentar-Angaben eine konsequentere Systematik wünschenswert wäre, so hat Meinhard-Wilhelm Schulz mit seinem Leseheft des *Bellum Gallicum* dennoch eine Anfängerlektüre vorgelegt, die einerseits vermuten lässt, dass Caesar noch lange – und zwar als Ethnograph und in diesem Fall zu Recht – die Anfangslektüre dominieren wird, und die andererseits hoffen lässt, dass derartig unaufgeregte und textzentrierte Lektüreausgaben wieder vermehrt entstehen.

Anmerkungen:

- 1) Eine Zusammenstellung solcher grundsätzlicher Kriterien findet man unter dem Artikel „Anfangslektüre“ bei Rainer Nickel: *Lexikon zum Lateinunterricht*, Bamberg 2001, 16-18.
- 2) Cf. zuletzt die Auswertung zu den „Kern- oder Basisautoren“ von Friedrich Maier: „Die Mittelstufe des Gymnasiums als neue Herausforderung“, in *FC* 3/2009, 192-197.
- 3) So stehen unter dieser Fokussierung auf die Frage der Eigen- und Fremdkulturschemata und deren Aktualität nicht nur immer wieder Lehrbuchlektionen, sondern auch andere Lektüren und Unterrichtssequenzen; bspw. Franz Josef Frigger: „Afghanistan est omnis divisa in partes quattuor. Gallischer Krieg – Afghanistan-Krieg: ein unzulässiger Vergleich?“, in: *AU* 51,6 (2008), 6-13, sowie Ursula Blank-Sangmeister: *Wir und*

die anderen. Caesar und Tacitus über fremde Völker. *Clara* Bd. 27, Göttingen 2009.

- 4) Nicht aufgenommen sind zu den Galliern Gall. III,13,1-7 (gall. Schiffe) und VII,3,2. (gall. Informationsfluss). Die hundertprozentige Redundanz von Gall. I,1,3 in den Kapiteln 1 und 3 hätte nicht Not getan und sich mit einer ganz kurzen Zusammenfassung bzw. einem simplen Verweis vermeiden lassen.
- 5) In der Regel vom durchaus ja antiken Typus *de + Ablativ*, also: *De partibus Galliae; De Belgis atque Helvetiis, fortissimis Gallorum* etc.
- 6) Legt man bspw. den Grundwortschatz des im selben Verlag erschienenen „Grund- und Aufbauwortschatz Latein“ zugrunde, so müssten Vokabeln wie *confirmare, lavare, adaequare, usus, ordo, materia, plebs, cliens, rumor* wohl nicht angegeben werden.
- 7) Dass die entsprechende Angabe auf S. 12 zu Gall. IV,2 allerdings durchgehend nicht fett gedruckt ist (im Gegensatz zur Angabe zu Gall. IV,16, S. 14 und *passim*) scheint ein Versehen zu sein. Jedenfalls ist ein Beweggrund nicht recht zu erkennen.
- 8) Zu der in der Eröffnung des *Bellum Gallicum* betriebenen „Geo-Ethnographie“ hätte man allerdings noch instruktiv Sallusts Bericht über Afrika (*Iug.* 17-19) in Bezug setzen können.

FELIX M. PROKOPH, Marburg

H. Müller-Enbergs u. a.: Wer war wer in der DDR? Ein Lexikon ostdeutscher Biographien. 2 Bde. 1604 S. Berlin 2010: Ch. Links. EUR 49,90 (ISBN 978-3-861-53561-4).

Die 5., aktualisierte und erweiterte Ausgabe dieses Nachschlagewerkes umfasst 4000 Viten von „Personen der DDR-Geschichte“ (auch Ausländern, die in Ostdeutschland gewirkt haben); es geht um Politiker, Wirtschaftsfachleute, Schriftsteller (darunter viele für die Antikerezeption wichtige wie Brecht, H. Müller, Hacks, Fühmann, Arendt, Hermlin) und Künstler (zu Arlt, *Flucht des Sisyphos*: *FC* 2/09 154ff.), Sportler, nicht zuletzt – vor allem, aber nicht nur deshalb ist es für Altsprachler hochinteressant – Wissenschaftler aller Disziplinen. Der soeben erschienene Wissensspeicher ist, nach Stichproben zu urteilen, informativ, objektiv (bei Tätern wie bei Opfern; manche Personen waren beides), anregend. – Der Verleger Dr. CHRISTOPH LINKS ist übrigens der Sohn des früheren Leipziger Verlegers ROLAND

LINKS (Inselverlag, Kiepenheuer u. a.). Näheres zum Sohn: WER IST WER? DAS DEUTSCHE WHO'S WHO 48, 2009/10, zum Vater: S. 803 des hier vorzustellenden Werkes.

Die Lemmata geben an: Namen, Geburts- und ggf. Sterbedatum sowie die „Funktionen“, die für die Aufnahme maßgebend waren: Hartke, Werner ... Präsident der DAW [bis 1968], Altphilologe [sonst gewöhnlich: Klassischer Philologe]; Merkel, Angela, geb. Kasner ... Stellv. Regierungssprecherin [der letzten DDR-Regierung], Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland; Paulus, Friedrich ... Militärschriftsteller [dies war die letzte „Funktion“ des Stalingrader Wehrmacht-Oberbefehlshabers]. Wer sich über den Künstler Strawalde informieren will, findet ihn nicht unter Strawalde, sondern unter Böttcher, Jürgen; dort ist zwar in Klammern sein Künstlernamen erwähnt, aber wer wird „Strawalde“ im Pseudonymen-Register suchen? Auf jeden Fall gehört „Böttcher“ nicht zu den „öffentlich gebräuchlichen Namen“ des Personenregisters. – Die Artikel berichten in der Regel in drei Abschnitten über den beruflichen, politischen, privaten Werdegang bis 8. Mai 1945/bis 3. Oktober 1990/1990 bis 2009. („Die Sterbedaten wurden bis Januar 2010 ergänzt.“) Die Artikel sind durchweg *up to date*: So ist CHR. LIEBERKNECHT korrekt als Ministerpräsidentin von Thüringen und „Nachfolgerin von Dieter Althaus“ angegeben, aber bei ALTHAUS ist die letzte einschlägige Eintragung: „20.04.2009 Regierungsgeschäfte wieder aufgenommen“. H. J. MEYER ist nicht mehr Präsident des ZK der deutschen Katholiken. An herausragenden Un-Taten vermisst man bei P. FRÖHLICH die Sprengung der Leipziger Universitätskirche. – Beigegeben sind Publikationen der Betreffenden und Literatur über sie. Die Benutzung des Werkes erleichtern: Vorwort, Abkürzungsverzeichnis (von „ABF/Arbeiter- und Bauernfakultät“ bis „ZV/Zentralvorstand“), Angaben zu den Artikel-Verfassern, Register der in den Viten auftretenden Orte und Länder, „mit deren Hilfe gemeinsame Lebensstationen verschiedener Personen erschlossen werden können“, sowie Register der Pseudonyme und der in eigenen Artikeln behandelten sowie der nur erwähnten Personen. Bei der Literatur über den Rechtswissenschaftler A. BAUMGARTEN

erfährt man nicht, dass der Philosoph IRRLITZ ein Buch über ihn geschrieben hat, nur unter dessen Publikationen ist es genannt, aber welcher Baumgarten-Interessent wird es dort suchen? Bei IRMSCHER ist der Nachruf von TH. VLACHODIMITRIS zu ergänzen: *Philia* (Würzburg) 1/2000, 191ff. Manchmal sind an Sekundärliteratur auch oder sogar nur Pressebeiträge mitgeteilt; hier ließe sich zum DDR-Schicksal von CHRISTA WOLFS „Kassandra“ auf LVZ 24/45.7.1984, zur Meldung über den Tod des „ostdeutschen“ Schriftstellers STRITTMATTER auf die Berliner Zeitung vom 17./18.8.2002 hinweisen.

An namhaften Klassischen Philologen begegnen WERNER HARTKE, Latinist und Althistoriker; J. IRMSCHER, Gräzist, Byzantinist und Neogräzist, der vor allem altertumswissenschaftliche Publikationsmöglichkeiten in der DDR schuf oder rettete; RUDOLF SCHOTTLAENDER, Klassischer Philologe und Philosophiehistoriker; J. STROUX, Latinist; E. CH. WELSKOPF, Althistorikerin und Vfn. von Büchern über altgriechische Lexik in den modernen Sprachen, durch ihre Indianerbücher international bekannt; F. ZUCKER, Gräzist; einige von ihnen waren Akademiepräsidenten und/oder Universitätsrektoren. SCHOTTLAENDER hatte, zumal als HAVEMANN-Freund, mehrfach Probleme mit der DDR. (Bei R. Sch., dem in dem Werk erwähnten Herausgeber des Gedenkwertes für Rudolf Sch., handelt es sich um seinen Sohn Rainer.) Die Romanistik ist u. a. durch W. BAHNER, V. KLEMPERER („*Lingua tertii imperii*“), W. KRAUSS repräsentiert.

Man erfährt vieles, was man noch nicht wusste und worüber man gern mehr wüsste – das ist aber nicht Aufgabe des hier vorzustellenden Bandes –, z. B. dass 1943/44 Sondierungen über einen Separatfrieden zwischen HITLER und STALIN stattfanden oder dass es zwischen Kardinal PREYSING und den ostdeutschen Bischöfen Divergenzen über die Existenzmöglichkeiten der katholischen Kirche in der DDR gab. Manches bleibt ungeklärt, so das wechselvolle Schicksal DERTINGERS, des prominentesten Scharfmachers der Ost-CDU bis 1953, der danach wegen „Feindtätigkeit im Auftrag imperialistischer Geheimdienste“ verhaftet wurde. Bei „Revisionismuskorrekturen“ und Anklagen wegen „Fraktionsbildung“ geht es um

die Tätigkeit ULBRICHT-feindlicher Gruppen. – In dem sachlichen Ton des Buches fällt in der Vita eines Regisseurs auf: „Übersiedelung in die DDR zu seiner Jugendliebe“ (191); bei HACKS u.a. wird für die Übersiedelung kein Grund angegeben. Unnötig verhüllend heißt es 93 von E. APEL „starb eines unnatürlichen Todes“ (B. IHME-TUCHEL, Die DDR, 2002 u. ö., 56 erwähnt seinen „Selbstmord“); 1474 wird ein „Suizid“ mitgeteilt. Onomastisch interessant der Freiherr SCHWEINEBRADEN; der „Sekretär für Agitation und Propaganda“ BREITSPRECHER; in dem Anti-Nato-Staat DDR gab es einen Kirchenpräsidenten namens NATHO. – Einige der Druckfehler seien

notiert. So muss es 469 Genovefa heißen, 883 Adjutant, bei Schilkin: *Apollonowitsch*, 1478 *Schuhu*, 124 „Der Schuss *auf* die Kanzel“ (Titel von BIELERS Parodien-Band, der auch gelungenes Antikerezipierendes enthält: „Hinstehst du Kuh ... Tier des Kyklopen ... Jovis harrend ...“). Dass bei russischen Namen noch, gegen die unsinnige ISO-Norm, zwischen sh/ž (Shukow) und sch/š unterschieden wird (Puschkin), finde ich richtig. TULPANOW (1004) oder TJULPANOW (1325)?

Der durchdachte, erfreulich inhaltsreiche, gut les- und handhabbare Wissensspeicher (Zweispaltendruck; Seitentitel; stabiler Einband) wird dringend empfohlen.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Varia

30 Jahre IANUS

Wie schon aus der Zeitschriftenschau von J. RABL in FC 1/2010, S. 45, hervorging, konnte die österreichische Fachzeitschrift IANUS im Jahr 2009 ihr dreißigjähriges Jubiläum feiern. Aus diesem Anlass übermittelte der Ehrenvorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes, Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER, den österreichischen Kollegen seine persönlichen Glückwünsche und auch die Glückwünsche im Namen des DAV. Im Folgenden zitieren wir die wichtigsten Passagen aus seinem Glückwunschs Schreiben. (Die Bezugsmöglichkeiten sind nachzufragen bei Dr. WOLFGANG J. PIETSCH, E-Mail: wolfgang_j.pietsch@aon.at.) – Unabhängig davon hat auch Prof. Dr. JÜRGEN WERNER (Berlin) eine Würdigung des IANUS verfasst, die ebenfalls im vorliegenden Heft in der Rubrik „Besprechungen“ abgedruckt ist (S. 157).

Das Periodikum IANUS ging aus den 1979 von der steiermärkischen Arbeitsgemeinschaft in Graz herausgegebenen und unter Dr. ROMAN A. PROCHASKA, Dr. HELMUTH VRETSKA und Dr. WOLFGANG J. PIETSCH gegründeten „Informationen zum Altsprachlichen Unterricht“ hervor, die damals noch sehr „handwerklich“ mit Schreibmaschine und schuleigenem Kopiergerät hergestellt wurden. Seit 1988 heißt das Periodikum IANUS;

mit dem Titel änderten sich auch das Arrangement und der Inhalt. Einst eher ein fachpolitisches Informationsheft, heute eine in modernem Outfit mit Glanzpapier produzierte Zeitschrift mit einer vornehmlich didaktisch-methodischen Ausrichtung, die einmal im Jahr mit einem Umfang von 100 bis 120 Seiten erscheint. Die aktuelle Berichterstattung ist in das viermal jährlich in Wien erscheinende „Circular“ ausgelagert.

Gleich geblieben ist die ehrenamtliche Tätigkeit ihrer tüchtigen Herausgeber, heute Dr. RENATE OSWALD und Dr. WOLFGANG J. PIETSCH, ebenso die Finanzierung allein durch die Einkünfte aus den Mitgliedsbeiträgen der *Sodalitas* (Österreichische Bundesarbeitsgemeinschaft Klassischer Philologen und Altertumswissenschaftler) und aus dem Verkauf an sonstige Abonnenten. Das Periodikum besticht jeweils durch hochwertige fachdidaktische Beiträge zu Grundsatzthemen und durch neuartige, kluge Vorschläge für die Praxis des Unterrichts. Nicht selten sind auch fachwissenschaftliche Aufsätze geboten, sofern sie einen Bezug zur Schule haben. Beachtlich und in seiner Art wohl einmalig ist der jeweils angefügte umfangreiche Rezensionsteil, in dem zahlreiche Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Didaktik und Methodik, der Sachliteratur und der Fachwissenschaft kritisch gewürdigt werden.

Damit präsentiert sich der IANUS als ein Fach-Periodikum, das in europäischen Ländern keine Konkurrenz zu fürchten braucht. Im Gegenteil: Den Vertretern der klassischen Sprachen steht hier ein in jeder Hinsicht förderliches Hilfsmittel zur Verfügung, das auch außerhalb Österreichs mit Gewinn gelesen wird. Der IANUS repräsentiert die gute Qualität der Altsprachendidaktik im Nachbarland und ist ein Beleg für das nach wie vor ungebrochene Engagement ihrer Vertreter. Das anlässlich des Jubiläums mit Sorgfalt von Dr. RENATE OSWALD erarbeitete 140-seitige Gesamtregister, das alle von 1979-2009 erschienenen Beiträge, Rezensionen, Berichte von Fortbildungsveranstaltungen u. ä. systematisch erfasst, signalisiert den innerhalb der bisherigen „Lebenszeit“ erreichten Leistungsstandard des Periodikums. Die Nr. 30 des IANUS und das Gesamtregister wurden am 24. November 2009 vom österreichischen Verband SODALITAS in einer Festveranstaltung in Wien präsentiert; in mehreren Vorträgen wurde das Jubiläum gebührend gefeiert.

Die Berechtigung zu diesen anerkennenden Worten kommt mir aus dem Umstand zu, dass ich in den dreißig Jahren seit Bestehen des IANUS bei zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen, Seminaren und Vorträgen in Österreich die Motivation und das Interesse der dortigen Kolleginnen und Kollegen hautnah erleben durfte, deren freundschaftliche und dankbare Aufnahme mir stets in bester Erinnerung bleibt. Deshalb seien dem IANUS und seinen Schöpfern sowie der SODALITAS von mir persönlich und im Namen des DAV die herzlichsten Glückwünsche zu ihrem denkwürdigen Jubiläum auch an dieser Stelle ausgesprochen.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Ein Kunst-Werk ist vollendet – aber die Serie AUXILIA wird eingestellt

Zweifelloso ist es ungewöhnlich, eher sogar problematisch, wenn ein Verlagsprodukt, die Reihe AUXILIA des Buchner-Verlages, ausführlich in einem didaktischen Artikel behandelt wird. Jedoch, die folgenden Seiten sind keine Rezension, erst recht keine Verkaufswerbung – sie sind

eine Rückschau, ein Nach-Denken über ein einzigartiges Dokument zur Geschichte und Besonderheit des Altsprachlichen Unterrichts (AU).

AUXILIA ist ein Unikat unter den Schulbüchern. Wo gibt es das denn sonst? Keine Zeitschrift, sondern eine Buchreihe, die 30 Jahre lang die interessierten Fachlehrer und -Lehrerinnen begleitet hat, eine Serie von nicht weniger als 62 Bänden im stattlichen Umfang von jeweils etwa 160 Seiten? Ein vergleichbares didaktisches Periodikum ist in keinem anderen Gymnasialfach, in keinem anderen Schulbuchverlag zu finden. Es ist ein Unikum, das von der Reflexionsbereitschaft des altsprachlichen Unterrichts und der Altphilologen zeugt, in einer Zeit spürbarer schulischer Wandlungen. Tausende von Lehrerinnen und Lehrern, so zeigt sich, haben sich mit den Grundsätzen von Bildung, Didaktik und Methodik des AU intensiv und vor allem getreulich auseinandergesetzt.

Die Reihe AUXILIA spiegelt didaktische Vielfalt und Weiterentwicklung des AU. Der Name sagt schon alles: AUXILIA sollte jede Art von Hilfen für alle geben, die die Fächer Latein und Griechisch unterrichten – Fächer also, die als verloren, als hoffnungslos galten, heute aber wieder prächtig dastehen! Auch für diesen Aufschwung (heute lernen mehr als 800 000 Schüler an Gymnasien und Gesamtschulen Latein!) haben die AUXILIA einen nennenswerten Beitrag geleistet: praktische Hilfen, methodische Ratschläge, didaktische Grundsätze, Brücken zu den modernen Sprachen, Reflexionen über die Geschichte des AU und nicht zuletzt ein beständiges Nachdenken über Bildungswert und Bildungsziele der Fächer. Dass dies alles sowohl dem Sprachunterricht (und der Allgemeinbildung) auf Unter- und Mittelstufe wie auch dem Lektüreunterricht (und der philosophischen Reflexion) auf der Mittel- und Oberstufe zugute kam, war eine große Leistung.

Die AUXILIA-Bände dienen als Quelle für die Fachhistorie. Natürlich sind die 62 Bücher nicht die einzige, vielleicht auch nicht die primäre Quelle, denn das „Mitteilungsblatt des DAV“ (heute: FORUM CLASSICUM), die Zeitschrift „Der Altsprachliche Unterricht“, die leider eingegangene „Anregung“ und nicht zuletzt das umfas-

sende Werk von STEFAN KIPF („Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland“) bieten Material genug. Der besondere Beitrag der AUXILIA ist jedoch zu betonen: Jeder einzelne Band behandelt ein einziges, wichtiges Thema so gründlich, dass es dem fachhistorischen Forscher (z. B. ANDREAS FRITSCH) fast unerschöpfliches Material bietet.

Trotz einheitlichem Leitmotiv ist die Reihe ein Panoptikum fachlicher Themen. In der Thematik der Bände („Hilfen“) lassen sich vier Bereiche unterscheiden. Dafür jeweils einige charakteristische Beispiele (in Klammern die Nummern der Reihe):

Praxis: Der Tageslichtprojektor (Bd. 1), Medienhandbuch (6), Latein sprechen im Unterricht (22), Grammatikunterricht (24), Lateinischer Sprachunterricht auf neuen Grundlagen (59 und 60), Latein in der Mittelstufe (23), Vom Lehrbuch zur Lektüre (36), Leistungserhebung (10), Übung (13) usw.

Textinterpretation: Hier steht OVID an der Spitze (3 Bände), VERGIL und HORAZ je 1x, andere Poeten 2x. Von den Prosaikern wurden je 2 Bände dem CAESAR, CICERO und SENECA gewidmet, die Historiker LIVIUS, SALLUST und TACITUS präsentieren sich zusammen fünfmal. Hinzu kommen mehrere Sammelbände mit gemischten Interpretationsvorschlägen.

Didaktik: Auf diesem Gebiet sind die Veröffentlichungen von besonderem Interesse, da sie das Bemühen des AU um eine neue, attraktive Identität dokumentieren: Latein als Brücke zu den romanischen Sprachen (41 und 51), Existenzieller Transfer (12), Kreativität im LU (47), Innovative Konzepte im lateinischen Lektüreunterricht (50), Lektüreunterricht im Umbruch (53), Latein auf neuen Wegen (44) u. v. a.

Bildungstheorie: Der Bildungswert des AU wird besonders betont. Beispiele: Basissprache Latein (29), Weltkulturerbe Antike (54), Humanismus und Bildung (27 und 28), AU und moderne Kunst (36), Verhältnis von Natur und Mensch in Antike und Gegenwart (34), „Alles fließt“ (62).

Vergleicht man diese vier Bereiche untereinander, so umfasst die Praxis und Methodik 15 Bände, die Textinterpretation 23, die Didaktik 14 und die Bildungstheorie 9 Bände.

AUXILIA bot vielen Autoren Gelegenheit zum innovativen Fachdidalog. In den AUXILIA-Bänden sind praktisch alle namhaften Fachdidaktiker des AU vertreten, darüber hinaus auch viele tüchtige Praktiker und sogar Referendare und Studenten. Nur wenige Namen seien genannt, so die Herausgeber FRITSCH, GRUBER, HOLZBERG, KIPF, KREFELD, MAIER, MUNDING, NICKEL, SUERBAUM, UTZ und WESTPHALEN. Unter den Autoren einzelner Beiträge finden sich BARTELS, BAYER, FINK, PFAFFEL, WAIBLINGER und sehr viele andere. In diesem Zusammenhang mag bereits darauf hingewiesen werden, dass die Reihe AUXILIA die allermeisten Impulse ihrem Gesamtherausgeber FRIEDRICH MAIER verdankt, was daraus zu erkennen ist, dass dieser nicht weniger als 16 Bände herausgegeben oder sogar selbst geschrieben hat.

Wem wir für die Hilfe durch AUXILIA zu danken haben. Die Reihe AUXILIA ist sowohl inhaltlich wie auch personell ein umfassendes Instrument des AU gewesen. Dass die gefährdeten Fächer Latein und Griechisch damit eine fachpolitische Stütze erhielten, ist eine überaus dankenswerte Tat. Dafür haben die Altphilologen, die „Liebhaber des Altertums“, zu danken:

Der Orden „Pour le Mérite“ gebührt in erster Linie dem Verlag BUCHNER in Bamberg. Er hat sich entschlossen, die Reihe zu begründen, redaktionell zu betreuen, bibliophil zu gestalten, zu finanzieren und ganze 30 Jahre aufrecht zu halten – dass sie jetzt eingestellt wird, hängt nicht nur mit dem etwas geschwundenen Absatz zusammen, sondern auch mit neuen Plänen, sprich: einer neuen Reihe. Also: Ein ganz besonderer Dank *editori optime merito* GUNNAR GRÜNKE!

Aber auch der Verlag wäre hilflos gewesen ohne den *spiritus rector* der AUXILIA: Professor Dr. FRIEDRICH MAIER, ein hochverdienter Altphilologe, langjähriger Vorsitzender des DAV, Verfasser einer grundlegenden dreibändigen Didaktik des AU, hat mit den AUXILIA ein Kunst-Werk geschaffen und damit einen beachtlichen Teil seines Lebenswerkes. *Gratias maximas habemus!*

Schon erwähnt wurden die sehr zahlreichen, engagierten Autoren der Bände, denen die unglaubliche Vielfalt der Aufsätze und deren

Offenheit für die Zukunft des AU zu verdanken ist. Jeder von ihnen darf stolz auf seinen Beitrag sein!

Keineswegs zuletzt sei den vielen tausend Käufern und Lesern der Bände gedankt, die damit erneut bewiesen haben, dass der AU nicht tot ist, sondern lebt (W. STROH)!

Ist das Kunst-Werk museumsreif? Nein, so ist das nicht. Drei Viertel der Bände sind ja noch erhältlich. Außerdem gibt es auch Konkurrenten: die geplante neue Reihe bei Buchner, die beachtliche didaktische Literatur zum AU in anderen Schulbuchverlagen, z. B. bei Vandenhoeck & Ruprecht, die Zeitschriften FC, AU, PEGASUS-Online usw. Das Ende der AUXILIA-Reihe symbolisiert also – zum Glück – keineswegs das Ende der methodischen und didaktischen Reflexion über den AU!

KLAUS WESTPHALEN,
Garmisch-Partenkirchen

Auch das war Lateinunterricht!

Zwei historische Dokumente

„Durch die Übernahme des sog. didaktischen Dreiecks (Fach – Abnehmer – Gesellschaft) und die Einführung der vier gleichwertigen Inhaltsklassen (Sprache – Literatur – Gesellschaft, Staat, Geschichte – Grundfragen menschlicher Existenz) hat das Fach Latein in der didaktischen Theorie und auch in der Praxis seine Identität, d. h. seine Ziele, Themen, Lehrmethoden verändert. Es ist vom bloßen Sprach- und Übersetzungsfach zum umfassenden („multivalenten“) Bildungsfach geworden ...

Damit wird unbestreitbar: Im Gegensatz zu jener Meinung, ein „Uraltfach“ wie Latein könne sich doch nicht mehr wandeln, denn weder an Formenlehre, Syntax und Vokabeln lasse sich drehen noch an den 2000 Jahre alten Texten – im Gegensatz zu einer solchen Meinung hat Latein bewiesen, dass es sein Selbstverständnis ändern konnte, dass es aktueller, schülergerechter, bildender geworden ist. Lateindidaktik war in den letzten Jahrzehnten eindeutig eine Didaktik der Veränderung ...“

So schrieb ich in dieser Zeitschrift (FC 3/2005) und zog damit meine persönliche Bilanz über 50 Jahre Entwicklung des Lateinunterrichts nach

dem 2. Weltkrieg. In der Tat hat das Fach in jener Zeit seine Identität so gründlich verändert, dass es heute wieder mit einer erstaunlich regen Nachfrage rechnen darf.

Doch wenn wir noch weiter zurückblicken in der Geschichte des Faches an deutschen Schulen, stoßen wir auf kaum glaubliche didaktische Erscheinungsformen. Im Folgenden sollen **zwei** – eher schockierende – **Beispiele** aufzeigen, wie die Praxis des Lateinunterrichts aussah, das erste Dokument rund 125 Jahre alt, das zweite 65. Diese Exempla illustrieren konkrete Prüfungssituationen. Sie sollen dazu anregen, die in seiner Geschichte total verschiedenen Identitäten des Faches zu begreifen und – nicht zuletzt – die Hoffnung zu verstärken, dass wir uns mit unserer heutigen didaktischen Konzeption auf einem besseren Weg befinden.

Das erste Beispiel steht in einem Buch, das den stolzen Titel „Zur Reform des Lateinunterrichts auf Gymnasien und Realschulen“ trägt. Sein Verfasser war HERMANN PERTHES, es erschien 1885 bei WEIDMANN in Berlin. Die Vorschläge zur Erneuerung beziehen sich, wie nicht anders zu erwarten, allein auf Verbesserung der Sprachschulung, denn „wenn wirklich das Erlernen fremder Sprachen und die durch dieses Studium *e i n z e l n e r* Sprachen angebahnte Erkenntnis *d e r* Sprache das vornehmste Mittel ist, durch welches die höhere Schule und insonderheit die höhere Schule Deutschlands Schulung und Zucht des Geistes bewirken soll, dann muss für die Tiefe und Gediegenheit des Geisteslebens der aus ihr hervorgehenden Führer der Nation von einer halben und oberflächlichen Sprachbildung die nachteiligste Rückwirkung befürchtet werden.“ (S. 23f.)

Zur „Veranschaulichung der vorgeschlagenen Lehrweise ... mit besonderer Rücksicht auf jüngere Lehrer“ beschreibt Perthes u. a. die sechste Stunde im Anfangsunterricht folgendermaßen:

„Ein kleines Extemporale, welches etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Von den gelesenen Sätzen werden etwa vier oder fünf der leichtesten lateinisch diktiert und von den Schülern auf die linke Seite ihres Heftes lateinisch niedergeschrieben. (Die Lesebücher werden dabei geschlossen auf den Tisch oder in größe-

ren Klassen auch auf die Ecke jeder Bank gelegt, damit etwaige Versuche, die Sätze abzuschreiben, von vorne herein abgeschnitten werden.) Sobald ein Satz diktiert ist, übersetzen die Schüler ihn auf die gegenüberstehende rechte Seite. Sätze, welche neben der Übersetzung auch einer Verdeutschung bedürfen würden, bleiben für die erste Zeit von diesen Übungen ausgeschlossen. Mit der größten Strenge ist auf gute und saubere Schrift und auf vollkommene Ordnung des Heftes zu halten. Es ist recht eigentlich die Aufgabe der Sexta, den Schüler an die pünktliche Erfüllung solcher äußerer Forderungen der Schule zu gewöhnen. Die einzige Aufgabe des Schülers bei diesen Extemporalien, von denen jede Woche eins anzufertigen sein wird, besteht darin, dass er das gehörte und früher gelesene Lateinische vollkommen richtig niederschreibt und ins Deutsche übersetzt. Etwa im zweiten oder dritten Monat, wenn die Mehrzahl der Klasse jenen Anforderungen genügt, fügt man zu den lateinischen Sätzen einzelne Formfragen und dann auch einen oder zwei leichte deutsche Sätzchen hinzu, zunächst Retroversionen und kleine Umformungen, denen natürlich mündliche Übungen dieser Art vorausgegangen sein müssen. Monate lang wird man bei denselben in syntaktischer Hinsicht nichts weiter verlangen, als dass der Schüler das Adjektiv ... mit seinem Substantivum in Genus, Numerus und Kasus in Übereinstimmung bringt ... Nachdem das Extemporale beendet und abgegeben ist („Hefte schließen!“ – „Hefte auf die Erde rechts (links)!“), empfiehlt es sich, eine kleine Pause von ein oder zwei Minuten eintreten zu lassen („Pause!“), teils um dem Schüler nach der angestregten Arbeit eine kleine Erholung zu gewähren, teils aber auch damit das natürliche Verlangen der Knaben mit den Nachbarn sich über das Geschriebene zu besprechen, didaktisch verwertet wird.“ (S. 167f.)

*

Das zweite Beispiel ist eine Klassenarbeit, die der Verfasser selbst am Theresiengymnasium in München mitten im zweiten Weltkrieg zu bewältigen hatte. Wiederum geht es um eine Prüfung

im ersten Lateinjahr, doch diesmal ist die Spracharbeit nicht das Wichtigste, das unser Interesse auf sich zieht. Im ersten, lateinisch-deutschen Teil finden wir nämlich Informationen, die zur allgemeinen Bildung beitragen, der zweite, deutsch-lateinische Abschnitt (Satz 3 und 4) zeigt jedoch deutlich, dass sich auch unser Lateinunterricht der Politik des Nationalsozialismus und seiner kriegerischen Indoktrination unterworfen hatte:

14.4.1943, 5. lateinische Schulaufgabe, Klasse 1C
Römische Götter

Juppiter pater et rex omnium deorum erat. Imperio Jovis et dei immortales et homines mortales obtemperabant. Arma Jovis erant fulgura. Regina dearum erat Juno, Jovis uxor. Ex fratribus Jovis Neptuno erat imperium fluminum et marium. Minerva, Jovis filia, erat dea artium et litterarum; in magno honore habebatur in Graecia, patria poetarum clarorum. Diana, Apollinis soror et dea lunae, silvas amabat. Delus sacra erat patria Dianae et Apollinis. Vulcanus erat deus fabrorum, Mars deus belli.

1. Nachdem die karthagischen Späher die Größe des Lagers, die Menge der Soldaten und die Schönheit der Waffen gesehen hatten, wurden sie von Scipio noch durch ein einfaches Mahl erquickt. 2. Viele Sklaven waren nicht einmal im rauhen Winter genügend bekleidet. 3. Viele alte Schriftsteller erzählen, in wie hoher Ehre die Soldaten ihre Fahnen gehalten haben. 4. Wenn ein Mann sich um das Vaterland gut verdient gemacht und alle Aufgaben des Staates und des Kriegsdienstes erfüllt hatte, wurde ihm nach seinem Tode ein herrliches Leichenbegängnis bereitet.

Zum Glück hat der schlimme Satz 4 uns junge Schüler damals nicht mehr persönlich betroffen. Nach Kriegsende durften wir umlernen: Der Lateinunterricht wurde zunächst – ideologiefrei – wieder auf Sprachbildung konzentriert, dann jedoch glückte jene positive Entwicklung, die ich am Anfang beschrieben habe.

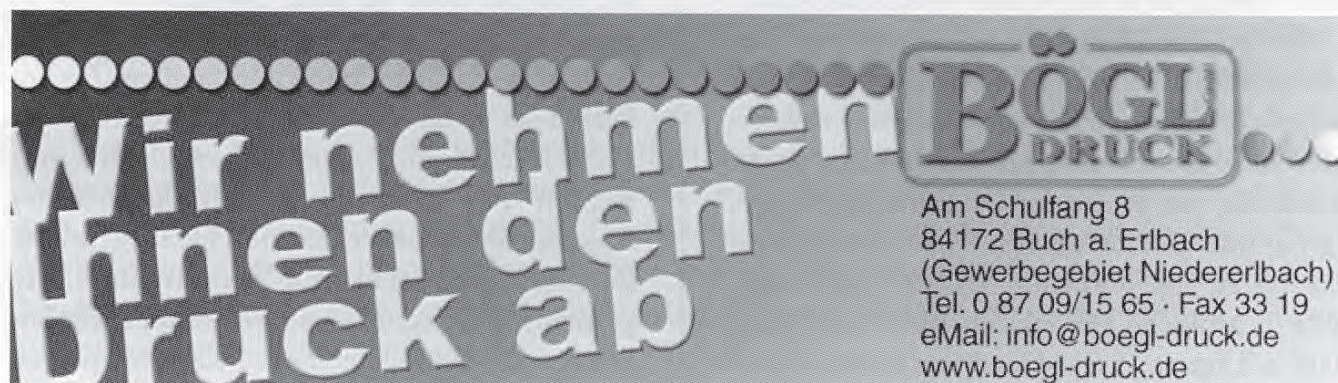
KLAUS WESTPHALEN,
Garmisch-Partenkirchen

MONUMENTA VIAEQUE – Ein Lateinkongress besonderer Art

Dass die aktive Beherrschung des Lateinischen heutzutage „kein ernsthaftes Unterrichtsziel“¹ mehr sein kann, scheint die *opinio communis* fast aller Lateinlehrer und -professoren zu sein. Die meisten empfinden das wohl auch als Erleichterung und Entlastung ihrer Amtspflichten. Und doch gibt es an vielen Orten Europas und Amerikas engagierte Vertreter/innen eines aktiven Gebrauchs der lateinischen Sprache in Wort und Schrift. Mag man die hochgesteckten Hoffnungen der *Latin-vivant*-Bestrebungen der 50er Jahre auch *ad acta* gelegt haben – dass also Latein noch einmal die internationale Verkehrssprache Europas werden könnte –, so regt sich doch immer wieder von neuem ein Bedürfnis, diese jahrhundertlang mündlich und schriftlich tradierte (und auch weiterentwickelte) Sprache, die man wegen ihres besonderen Systems und/oder wegen ihres „Fortlebens“ in den modernen Sprachen und in den überlieferten Texten weiterhin in Schulen und Universitäten lehrt, auch *a k t i v* zu verwenden. Verbunden ist damit aber oft ein peinliches Unbehagen der Lehrenden, dass sie eine *S p r a c h e*, die sie seit Jahren oder gar Jahrzehnten unterrichten, selbst gar nicht *s p r e c h e n* können. Die Universitäten verlangen von künftigen Lateinlehrern meist nur ein Minimum an aktiver Sprachbeherrschung: „Stilübungen“ führen zu einem bescheidenen Maß an *CICERO*-Nachahmung mit höchst begrenzter Thematik.

Wo aber kann ein Lateinlehrer heute seine lateinische Sprachkompetenz erweitern? Englisch-, Französisch-, Spanisch-, Russischlehrer halten sich durch Lektüre, Gespräche und Auslandsaufenthalte auf dem Laufenden. Der Lateinlehrer läuft Gefahr, auf seinem „Grund- und Aufbauwortschatz“ von ca. 3000 Wörtern sitzen zu bleiben. Die übrigen ca. 90.000 (antiken) Wörter kommen (glücklicherweise!?) im Unterricht kaum vor oder werden ggf. schnell mit einer Fußnote abgetan und wieder vergessen. Was heißt, um nur wenige Beispiele aus dem Alltagsleben zu nennen, auf Lateinisch: Abfall, Barzahlung, Bücherbrett, Frühstücksgast, Kirsche, Klebe (Leim), Koffer, Kopftuch, Parfum, Schere, Toilette, Trinkgeld? All diese Wörter und viele mehr sind im Lateinisch-Deutschen *GEORGES* zu finden. Dabei ist noch nicht einmal die Rede von Neologismen wie Auto, Flugzeug, Eisenbahn, Hubschrauber, Skifahren, MP3-Player, Handy, telefonieren, jemanden anrufen usw., wofür es inzwischen längst international gebräuchliche neulateinische Wörter gibt. Selbst der Lateinlehrer, der sich bewusst auf die antike (oder auch die mittelalterliche und neuzeitliche) Latinität beschränkt, unterrichtet eine extrem lückenhafte Sprache, wenn er *de facto* nur 3 bis 4 Prozent des (antiken) Gesamtwortschatzes kennt.

Wer nun an einem *L a t e i n s p r e c h s e m i n a r* teilnimmt, empfindet diesen Mangel auf Anhieb besonders deutlich und hautnah. Ihm fehlen im Tagesablauf (zunächst wenigstens) die meisten Wörter z. B. für Frühstück, Kanne, Tasse,



Wir nehmen Ihnen den Druck ab

BÖGL DRUCK

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Teller, Löffel, Serviette, Gemüse usw., aber nicht deshalb, weil das Lateinische selbst eine *lingua defectiva* wäre und keine Wörter dafür hätte, sondern weil all diese Wörter im Lateinunterricht absichtlich nicht (mehr) vorkommen. Aus der Wortkunde sind ihm zwar Redewendungen bekannt wie „den Staat lenken“ und „vor dem Senat einen politischen Lagebericht abgeben“, nicht aber „zum Frühstück ein weichgekochtes Ei essen“ oder „ich möchte jetzt gern duschen“. LUDWIG MADER betonte 1928 ausdrücklich: „Unsere Schüler lernen das Lateinische nicht ... für den mündlichen Gebrauch, sondern einzig und allein, um lateinisch geschriebene Bücher lesen zu können.“ Dementsprechend hieß es 1930 in der „Methodik des altsprachlichen Unterrichts“ von MAX KRÜGER: „Wir können und wollen nicht mehr lateinisch und griechisch ‚sprechen‘, weder Lehrer noch Schüler.“ In der Neuausgabe dieser Methodik von 1959 heißt es mehrfach: „Die Zeit des *Latine loqui et scribere* ... ist vorbei, das *legere* ist das Ziel.“² So ist die lateinische Sprache als gesprochene Sprache auch den Lateinlehrern selbst weitgehend abhanden gekommen.

Wie oben erwähnt, regt sich aber heute an verschiedenen Stellen des *orbis terrarum* ein neues Bedürfnis, die lateinische Sprache wieder freier und auch aktiv zu verwenden, nicht nur im Vatikan, sondern auch an manchen Universitäten und in freien Initiativen, also in Institutionen oder Vereinen, die nicht an abgezielte Curricula von Schulbehörden und deren amtlich stark restringierten Wortschatz gebunden sind. Wer im Internet nach solchen Kreisen sucht (*Latinitas viva*, Lateinsprechen, *Nuntii Latini* usw.³), wird mehr finden, als er auf Anhieb verkraften kann.

Hier möchte ich kurz von einer erstaunlichen Initiative berichten, die ich in den letzten Jahren mehrmals erleben und an der ich selbst mitwirken durfte. *Spiritus rector* ist der Italiener LUIGI MIRAGLIA, der in den letzten zwölf Jahren aus eigener Initiative mehrere große Lateinkongresse (mit bis zu 500 Teilnehmern) veranstaltet hat: 1998 in Montella bei Salerno, 2007 in Neapel, 2008 in Ungarn (Szeged und Budapest) und in diesem Jahr 2010 in Rom, im Bezirk Castel di Guido, wo er vor kurzem die „*Accademia Vivarium Novum*“ neugegründet hat. Die diesjährige

Lateinwoche, an der etwa 200 Personen aus ca. 20 Ländern teilgenommen haben, fand vom 9. bis 16. Juli statt. Das dichtgedrängte Programm umfasste diesmal absichtlich mehr Seminare als Vorträge, sodass die *moderatores* von vornherein gehalten waren, die Sitzungen unter aktiver Beteiligung der Zuhörer interaktiv zu gestalten.⁴ Alle Veranstaltungen, einschließlich der Mahlzeiten und Exkursionen, fanden in lateinischer Sprache statt. Bewundernswert war der flüssige Gebrauch des Lateinischen unter den Jugendlichen aus aller Welt, die im Gebäude der „*Accademia Vivarium Novum*“ für ein oder zwei Jahre leben und studieren können.

Der Titel des Kongresses *Monumenta viaeque* war absichtlich vieldeutig.⁵ Einerseits ging es um die Vorstellung vielfältiger lateinischer *monumenta litterarum* von der Antike bis in die Neuzeit, andererseits auch um den Besuch antiker und barocker Stätten (u. a. Ostia, Tivoli, Palazzo Farnese bei Viterbo), dann aber auch um antike Straßen und – unter didaktischem Gesichtspunkt – um moderne *viae docendi*. Von den etwa 25 auswärtigen Moderatoren des diesjährigen Kongresses seien an dieser Stelle nur die vier deutschsprachigen genannt: die Professoren MICHAEL VON ALBRECHT (Heidelberg), ANDREAS FRITSCH (Berlin), KURT SMOLAK (Wien) und JULA WILDBERGER (Paris), ferner aus Cambridge DAVID K. MONEY und aus New York MATTHEW MCGOWAN.⁶

Die ganze Lateinwoche wurde *in honorem et memoriam Iohannis Ørberg* veranstaltet. Der dänische Lateindidaktiker HANS HENNING ØRBERG (geb. 1920) hat bis zu seinem Tod am 17. Februar 2010 an einer „natürlichen“, d. h. einsprachigen Lateinmethodik gearbeitet, die auch in Deutschland unter dem Namen „*Lingua Latina per se illustrata*“ bekannt geworden ist. Seine Bücher und Textausgaben wurden und werden vom Verlag der „*Accademia Vivarium Novum*“ überarbeitet und neu herausgegeben. Es sind Lehrbücher und Textausgaben, die prinzipiell in jedem Land verwendet werden können. Sie werden bereits in Italien, in Spanien und Amerika, vereinzelt auch in Deutschland verwendet. Die Tagung zeigte, dass man Latein wie jede andere Sprache auch sprechen kann oder

jedenfalls – wenn man es übt – sprechen könnte. Insofern geht von einer solchen Lateinwoche insbesondere für die jungen Teilnehmer/innen sicher ein starker Impuls aus. In meiner Schluss- und Dankansprache bin ich auf das kritische *Dictum* des spanischen Humanisten FRANCISCO SÁNCHEZ eingegangen, der am Ende seines Werkes „Minerva“ (1587) warnte: „*Qui Latine garriunt, corrumpunt ipsam Latinitatem.*“ Doch wollte er damit keineswegs den aktiven Gebrauch des Lateinischen verbieten, sondern forderte, dass man Latein „*non nisi praemeditate*“ spreche.

Anmerkungen:

- 1) Manfred Fuhrmann: *Alte Sprachen in der Krise?* Stuttgart 1976, S. 90.
- 2) Ausführlicher hierzu A. Fritsch: *Lateinsprechen im Unterricht.* Bamberg 1990, S. 78 u. passim.
- 3) Einige Adressen: <http://ephemeris.alcuinus.net/>
http://www.yle.fi/radio1/tiede/nuntii_latini/
<http://www.radiobremen.de/nachrichten/latein/>
http://www.radiovaticana.org/tedesco/nuntii_latini.htm
- 4) <http://www.monumentaviaeque.eu/agenda.pdf>
- 5) <http://www.monumentaviaeque.eu/index2.htm>
- 6) Das Gesamtverzeichnis der Moderatoren: <http://www.monumentaviaeque.eu/moderatores.htm>.
– In den USA ist vor allem das Projekt von Prof. Terence O. Tunberg hervorzuheben (University of Kentucky, Lexington, USA). Siehe <http://www.uky.edu/AS/Classics/aestivumlat.html>

ANDREAS FRITSCH

GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Gerda Henkel Stiftung (Düsseldorf) fördert seit ihrer Gründung im Jahr 1976 Forschungen auf dem Gebiet der Historischen Geisteswissenschaften in Deutschland und weltweit. Die Stiftung unterstützt Forschungsprojekte und wissenschaftliche Tagungen und vergibt Promotions- und Forschungsstipendien. Gefördert werden Forschungsvorhaben aus den Bereichen Geschichtswissenschaften, Ur- und Frühgeschichte, Archäologie, Kunstgeschichte, Historische Islamwissenschaften und Rechtsgeschichte. Für wissenschaftliche Projekte, die nicht ausschließlich historisch ausgerichtet sind, hat die Stiftung das Forschungsfeld „Konfliktforschung“ neu in ihre Fördertätigkeit aufgenommen. In zweijährigem Turnus vergibt die Stiftung den internationalen Gerda Henkel Preis für herausragende wissenschaftliche Leistungen in den von der Stiftung geförderten Disziplinen. Seit Frühjahr 2010 ist mit *L.I.S.A. – Das Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung* ein Fachangebot für Geisteswissenschaftler sowie ein Kommunikationsnetzwerk für Stipendiaten und Förderpartner der Stiftung online (www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de).

Weitere Informationen:
www.gerda-henkel-stiftung.de

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Prof. Dr. Hans-Joachim G e h r k e , Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts,
Berlin, *hj-g-gehrke@t-online.de*

Cornelia L ü t k e B ö r d i n g , Teplitzer Str. 20, 33803 Steinhagen

Monika M a r o n , Schriftstellerin, Berlin

Dr. Michael M a u s e , StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Dr. Helmut M e i ß n e r , StD, Hubstraße 16, 69190 Walldorf, *hmeissner@gmx.de*

Horst-Dieter M e u r e r , OStD, Rhein-Wied-Gymnasium, Im Weidchen 2, 56564 Neuwied,
HDMeurer@web.de

Dr. Frauke M e y e r - G o s a u , Redaktion der Zeitschrift Literaturen

Felix M. P r o k o p h , LbA, Philipps-Universität Marburg, Seminar für Klassische Philologie,
Wilhelm-Röpke-Str. 6D, 35039 Marburg

Kurt R o e s k e , OStD a.D., Am Beinestein 10, 55270 Oberolm

Dr. Johannes S a l t z w e d e l , Redaktion Der Spiegel, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg,
johannes_saltzwedel@SPIEGEL.DE

Dr. Johan S c h l o e m a n n , Redaktion Süddeutsche Zeitung, München

Dr. Ute Ursula S c h m i d t - B e r g e r , OStR'in a.D., Gymnasium Isny im Allgäu; priv. Wachbühlhof
Starkenhofer Einöde, 88410 Bad Wurzach, *post@ute-schmidt-berger.de*

Dr. Meinhard-Wilhelm S c h u l z , Gartenstr. 2 a, 64342 Seeheim-Jugenheim

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Prof. Dr. Klaus W e s t p h a l e n , Alpenstr. 2 b, 82467 Garmisch-Partenkirchen,
KWestphalen@t-online.de

Dr. Michael W i s s e m a n n , Privatdozent, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal,
mwissemde@yahoo.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

Die Edition, die neue Maßstäbe setzt!



»Wozu, bitte schön, sind wir denn eigentlich auf der Welt? Das Buch, das ich Ihnen jetzt vorstellen möchte, gibt darauf Antworten. Radikale Antworten ohne jede Rücksicht auf unsere derzeit herrschende christliche Moral oder irgendeine sonstige Form politischer Korrektheit. Antworten, die aus der Anfangszeit des Nachdenkens des Menschen über sich selbst stammen. Es heißt „Die Vorsokratiker“ und wurde in drei Bänden von der brillanten Gräzistin Laura Gemelli in der Sammlung Tusculum herausgegeben. (...) man muss es lesen. Also vertrauen Sie mir, ich weiß was ich tue, und lesen Sie „Die Vorsokratiker“ (...)«

Denis Scheck in *Druckfrisch*, ARD, 25. 04. 2010

M. Laura Gemelli Marciano (Hrsg.) **Die Vorsokratiker**

Band I

480 S. · 49,90 € (D)

ISBN 978-3-7608-1735-4

Band II

448 S. · 49,90 € (D)

ISBN 978-3-538-03500-3

Band III

660 S. · 54,90 € (D)

ISBN 978-3-538-03502-7

Alle 3 Bände zusammen:

149,70 € (D) · ISBN 978-3-491-99912-1

www.artemisundwinkler.de

AW
**ARTEMIS
& WINKLER**

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

1. **Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Seminar für Klassische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg
Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
2. **Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
3. **Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
4. **Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
5. **Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
6. **Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
7. **Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
8. **Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
9. **Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
10. **Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
h.loos@gmx.net
11. **Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
12. **Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
13. **Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
14. **Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
15. **Thüringen**
StRin Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
Tel. priv.: (0 36 72) 48 02 87
litterae26@aol.com

(Stand: Juli 2010)

JETZT ONLINE ERHÄLTlich

BIBLIOTHECA TEUBNERIANA LATINA (BTL) UND THESAURUS LINGVAE LATINAE (TLL)

Die *Bibliotheca Teubneriana Latina (BTL)* und der *Thesaurus Linguae Latinae (TLL)* sind jetzt auch online erhältlich. Die grundlegend neu gestaltete Benutzeroberfläche verbindet beide Datenbanken, sodass erstmals über eine Suchmaske auf die Inhalte beider Datenbanken zugegriffen werden kann. Die Datenbank wird jedes Jahr um die Texte der neu im Druck erschienenen Editionen der *BTL* und um die neuen Faszikel der *TLL* erweitert.

BIBLIOTHECA TEUBNERIANA LATINA (BTL) ONLINE

Mit *BTL Online* sind erstmals sämtliche in der *BTL* erschienenen Editionen elektronisch verfügbar. Die bisherigen CD-ROMs enthielten eine stetig wachsende Menge von lateinischen Texten aus der Antike und Spätantike, aus Mittel- und Neulatein; nun ist gegenüber der *BTL 4* (2006) etwa eine weitere Million Wortformen hinzugekommen.

THESAURUS LINGVAE LATINAE (TLL) ONLINE

Der *TLL* ist nicht nur das größte lateinische Wörterbuch der Welt, sondern zugleich das erste, das alle aus der Antike erhaltenen lateinischen Texte berücksichtigt (bis ca. 600 n.Chr.). Die Online-Ausgabe des *TLL* erschließt die Inhalte aller bis 2008 im Druck erschienenen Lexikonartikel.

Kostenloser Testzugang: www.BTLtrial.degruyter.com

Preis-Modelle

Kaufoption: Einmaliger Erwerb des Datengrundbestandes zum unverb. Ladenpreis;
nachfolgend jährliche Updategebühr für Aktualisierungen und Erweiterungen.
Mietoption: Jährlicher Abonnementpreis. Fortdauerndes Nutzungsrecht des erworbenen
Datenbestandes nach 10 vollen Jahren.

BTL Online

Kaufoption: € 5.990,00 / *US\$ 9.285,00 · Updategebühr € 299,00 / *US\$ 463,00 · ISBN 978-3-11-022955-4
Mietoption: Jährlicher Abonnementpreis € 799,00 / *US\$ 1.238,00 · ISBN 978-3-11-021456-7

TLL Online

Kaufoption: € 8.990,00 / *US\$ 13.935,00 · Updategebühr € 459,00 / *US\$ 711,00 · ISBN 978-3-11-022956-1
Mietoption: Jährlicher Abonnementpreis € 1.190,00 / *US\$ 1.845,00 · ISBN 978-3-11-021455-0

BTL + TLL Online

Kaufoption: € 11.990,00 / *US\$ 18.585,00 · Updategebühr € 599,00 / *US\$ 928,00 · ISBN 978-3-11-022957-8
Mietoption: Jährlicher Abonnementpreis € 1.590,00 / *US\$ 2.465,00 · ISBN 978-3-11-021458-1

DE
|
G

DE GRUYTER

*US\$-Preise nur für Bestellungen aus Nordamerika.
Preisänderungen vorbehalten.
Alle Preise sind unverbindliche Ladenpreise.

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG



Studienbücher Latein
Studienbücher Latein

Die neue Reihe **Studienbücher Latein** dient dem Brückenbau zwischen didaktischer Theorie, Methodik und Unterrichtspraxis in den Fächern Latein und Griechisch. Die themengebundenen Studienbücher führen in Schlüsselfragen der Didaktik des Latein- und Griechischunterrichts ein. Sie richten sich sowohl an Studierende als auch an Referendare und erfahrene Lehrkräfte.

Band 1 gibt praktische Anleitungen zur Erstellung didaktischer Analysen sowie zur methodischen Umsetzung in Form von kompetenzorientierten Arbeitsaufträgen. Mit traditionellen textanalytischen Aufgabentypen und neuen produktiv-kreativen Arbeitsformen.

Studienbücher Latein.
Praxis des altsprachlichen Unterrichts
Herausgegeben von Markus Janka, Stefan Kipf, Peter Kuhlmann und Markus Schauer
Band 1: Lateinische Literaturdidaktik
Von Peter Kuhlmann, Birgit Eickhoff, Henning Horstmann, Meike Rühl
172 Seiten, BN 8001, ca. € 22,-
Erscheint im August 2010



C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg
Tel. 0951 / 96501-0
Fax 0951 / 61774
service@ccbuchner.de
www.ccbuchner.de